

Editorial



Lokale Kirchenentwicklung

Was meint Lokale Kirchenentwicklung?

CHRISTIAN HENNECKE

Lokale Kirchenentwicklung in der globalen Welt – ein Beitrag aus der Perspektive der Weltkirche

MICHAEL MEYER

Hildesheim, das nächste Poitiers?

CHRISTIAN BAUER

Kirchenentwicklung findet statt – was denn sonst?

ANDREAS FRITSCH

Lokale Kirchenentwicklung?!

DORIS NAUER

Behutsamkeit und die Unterscheidung der Geister

MANFRED KÖRBER

Lokale Kirchenentwicklung in der Praxis – Bericht aus der „Werkstatt“ einer Nürnberger Kirchengemeinde

REBEKKA-CHIARA HENGGE UND THADDÄUS POSIELEK

„Vor Ort lebt Kirche“ – Das VOIK-Projekt im Bistum Magdeburg

ANNETTE SCHLEINZER

Lokale Kirchentwicklung in der Praxis?

ANDREAS PLEYER

„Charismen leben – Kirche sein“

MAGDALENA BOGNER

Gott – „all inclusive“: Ein Blick aus der Perspektive eines kirchlichen Jugendverbands

PETER OTTEN

AKTUELLE STUDIE

TERMINE & BERICHTE

Ehrenamtliche
Katechetinnen und
Katecheten und ihr Beitrag
zum Sendungsauftrag der
Kirche
Pentekostalismustagung
Rom
Bundeskongress für
Katechese, Katechumenat
und Missionarische
Pastoral
Konferenz der
Internetseelsorge-

Beauftragten
Konferenz der
deutschsprachigen
Pastoraltheologie
Relaunch von katholisch-
werden.de
Hinweis: Publikation zu
Säkularität

REZENSIONEN

Fluide Religion
Katholisches
Medienhandbuch

[Zu dieser Ausgabe](#)

| Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Redaktion

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

die Bezeichnung wirft auf den ersten Blick viele Fragen auf: Können wir Kirche wirklich entwickeln? Welchen Stellenwert hat dabei unser Planen und Tun gegenüber der Entwicklung von Mensch und Gesellschaft und wie ist das eingebunden in Gottes Tun, der letztlich glauben schenkt und Kirche schafft und erneuert? Und wie kann „lokal“ angesichts der zunehmenden Globalisierung und immer größer werdender Seelsorgebereiche verstanden werden? Immerhin, die meisten Akteure und Beobachter werden angesichts der Lage von Christentum und Kirche darin übereinstimmen, dass wir uns dezidiert in der Situation eines Umbruchs befinden und das Althergebrachte offensichtlich so nicht mehr weitergeht. Lokale Kirchenentwicklung scheint sich derzeit als eine Chiffre unterschiedlicher Versuche zu zeigen, Kirche neu und verändert wahrzunehmen. Im Bistum Hildesheim – mit Schubkraft durch ein Hirten Schreiben von Bischof Norbert Trelle im Jahr 2012 versehen – wohl am weitesten reflektiert und experimentiert, führt „Lokale Kirchenentwicklung“ in eine Hermeneutik, die einerseits Ernst damit macht, dass Gott seine Kirche weiterführt und ihr den Weg zeigt. Andererseits tragen die konkreten Herausforderungen durch Menschen, Orte und Situationen dazu bei, dass das Evangelium von Gottes befreiender Präsenz von dorthier neue Kraft und kontextuelle Gestalt gewinnt. Damit wird „Lokale Kirchenentwicklung“ zu einer Suchbewegung, wie dem Wirken Gottes – und dort entsteht und entwickelt sich Kirche – Raum gegeben werden kann. Wir haben unterschiedliche Personen gebeten, auf dem Hintergrund ihrer Erfahrungen den grundlegenden (Werkstatt-)Text von Christian Hennecke gegenzulesen und zu kommentieren. Daraus ist ein vielseitiges und spannendes Portrait entstanden. In oftmals ungewohnten Formaten gewinnt die Sendung von Christinnen und Christen Gestalt und fordert dazu heraus, das Evangelium mit anderen lernend neu zu buchstabieren. Bei der diesjährigen Erfurter Bistumswallfahrt warb der emeritierte Bischof Joachim Wanke für die neuen Schläuche, spricht: die neuen Verhaltensweisen, nach denen der Umgang mit dem neuen Wein des Evangeliums verlangt (vgl. Lk 5,38f). „Auch für unseren Glaubensweg braucht es Beweglichkeit. Stillstand und Abwarten-wollen wären in diesem Falle Rückschritt, wäre Verweigerung dessen, was Gott mit uns vorhat,“ so der Alt-Bischof. Lokale Kirchenentwicklung ist die gemeinsame Suche nach einer Gestalt oder besser: nach Gestalten von Kirche, wie Gott sie vorhat, um sein Werk der Liebe in der Gegenwart zu unterstützen und darauf zu verweisen.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre und ermutige Sie zu eigenen Suchbewegungen.

Ihr



Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Was meint Lokale Kirchenentwicklung?

Ein Werkstattbericht

Lokale Kirchenentwicklung ist ein vor allem mit Prozessen im Bistum Hildesheim verbundener Begriff. Christian Hennecke erläutert in diesem Text, was unter Lokaler Kirchenentwicklung verstanden werden kann. Der Text wurde den anderen Autorinnen und Autoren dieses Schwerpunkts zur Verfügung gestellt, um ihn aus ihrer Perspektive zu kommentieren und ihre Sichtweise und ihre Erfahrungen mit Lokaler Kirchenentwicklung darzulegen.

Lokale Kirchenentwicklung ist ein Begriff, der eine sehr hohe Resonanz entfaltet. Offensichtlich trifft diese Rede einen Kernpunkt pastoraler Bemühungen. Und zugleich weckt er pastorale Fantasie – und damit wird der Begriff natürlich schillernd: Geht es nur darum, dass jeder jetzt vor Ort seine Kirche entwickelt, wie er will? Worum es präzise geht, das soll im Folgenden präzisiert werden.

Die nähere Vorgeschichte: Hören lernen, was der Geist den Gemeinden sagt

Vor der Rede von der Lokalen Kirchenentwicklung stand ein Umkehrprozess: wir haben uns auf den Weg gemacht, von Hildesheim aus, um die verschiedenen Dekanate zu besuchen. Besuche sind noch nichts Besonderes: oft in Krisensituationen, natürlich dann, wenn Strukturveränderungen anstehen oder Veränderungen im Immobilienbestand, dann und bei vielen anderen Gelegenheiten finden gemeinsame Treffen statt – und oft sind diese Treffen nicht einfach.

Deswegen waren die Dechanten überrascht, als wir uns ankündigten mit der Botschaft: „Wir wollen zu euch kommen, um zu hören, was in eurem Dekanat wächst. Denn wir glauben, dass der Aufbruch der Kirche von Hildesheim schon beginnt ...“ Bei diesen Treffen, die wir im Jahr 2009/2010 und ein Jahr später durchgeführt haben, entstand eine neue Atmosphäre. Ein gemeinsames Hören, ein gemeinsames Entdecken kleiner und großer Abbrüche und Aufbrüche – jedenfalls an manchen Orten. Und wir haben gelernt: unsere Kirche entwickelt sich, sie entwickelt sich unterschiedlich – eine große und kreative Vielfalt ist zu entdecken. Zukünftige Kirchenentwicklung ereignet sich dezentral, vor Ort, angesichts der jeweiligen Herausforderungen des Ortes. Und natürlich wird sie in einer großen Ungleichzeitigkeit stattfinden. Schon in diesen ersten Anfängen war klar, dass eine erfolgreiche und verheißungsvolle Kirchenentwicklung nur dann gelingen wird, wenn sie möglichst weite Partizipation ermöglicht.

Etwas ungläubig zuerst, dann aber diese neue und wachstumsorientierte Hermeneutik wahrnehmend und annehmend, konnten wir den Priesterrat gewinnen: Es war überraschend, aber Aufbrüche konnten alle sehen. Immer mehr rückte dabei ein Schriftwort aus dem Propheten Jesaja in den Mittelpunkt, mit dem das desorientierte Volk Gottes neu auf Gottes Gegenwart ausgerichtet wird: „Doch denkt nicht mehr an das, was früher geschah, schaut nicht mehr auf das, was längst vergangen ist! Seht, ich schaffe Neues; schon sprosst es auf. Merkt ihr es nicht?“ (Jes 43,18f)

Die weitere Vorgeschichte: die weltkirchliche Lerngemeinschaft

Partnerschaften mit Brüdern und Schwestern in unseren Partnerparreien in aller Welt und vor allem in unserem Partnerland Bolivien – das gehört zu den gewachsenen Selbstverständlichkeiten weltkirchlicher Arbeit in unserem Bistum. Doch schon in den 80er Jahren gelangten über den damaligen Bischof Josef Homeyer und natürlich auch über Hilfswerke wie Adveniat und missio Impulse für eine zukünftige Pastoral in unser Bistum: leitend wurde die Rede von Kleinen Christlichen Gemeinschaften, bekannt wurde vor allem auch die Praxis des Bibelteilens, wie sie Oswald Hirmer in Südafrika entwickelt hatte. In einem ersten Moment gelang der Übertrag nicht. In der Weise einer „Schnittblumenpastoral“ übernahmen wir aus einer tiefen Bedürftigkeit spirituelle Impulse der Bibelarbeit wie auch die Verheißung der Bildung geistlicher Heimat in kleinen Gemeinschaften. Erst später wurde deutlich, dass hinter diesen Blüten weltkirchlicher Entwicklung mehr steckte – ein interessanter pastoraler Ansatz und ein interessanter prozesshafter Zugang, der weltweit verbreitet ist.

Einige Lernorte und entsprechende Stichworte dieser sich abzeichnenden Kultur einer partizipativen Kirchenentwicklung sollen hier gesichert werden.

Je tiefer wir uns mit dem Thema der Kleinen Christlichen Gemeinschaften beschäftigten, desto fragwürdiger wurde uns die erste Rezeption: vor allem in einer engen Partnerschaft mit den asiatischen Protagonisten in Singapur, Indien und später auf den Philippinen, die wir als missio-Gäste kennen lernten, wurde deutlich, dass hinter der Frage nach der Sozialform



Dr. Christian Hennecke ist Regens des Bischöflichen Priesterseminars und Leiter des Fachbereichs „Missionarische Seelsorge“ im Bischöflichen Generalvikariat Hildesheim.

einer lebensraumorientierten örtlichen Gemeinde ein pastoraler Prozess steht. Wenn die asiatischen Bischöfe im Jahr 1990 auf ihrer Vollversammlung eine Vision erneuerter Kirche mit den folgenden Worten beschrieben, dann war und ist ihnen klar, dass daraus die Notwendigkeit eines Prozesses wächst, der von Diözese zu Diözese eine je andere Gestalt annimmt, dabei aber den Fokus hält: „Die Kirche wird eine Gemeinschaft von Gemeinschaften sein, wo Klerus, Laien und Ordensleute einander als Brüder und Schwestern anerkennen. Sie sind gemeinsam versammelt und vereinigt um das Wort Gottes. Dabei teilen sie miteinander die frohe Botschaft und entdecken Gottes Wille für sich in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld. Sie unterstützen sich gegenseitig in ihrem täglichen Leben. Es ist eine partizipierende Kirche, wo die Gaben und Charismen erkannt und aktiviert werden, um den Leib Christi aufzubauen, die Kirche in der Nachbarschaft.“ Die staunenswerten und konsequente Prozesslogik, die daraus folgte, fanden wir nicht nur in Asien, auch in Poitiers – aber sie fehlte weithin in unserem Kontext.

Einen solchen Prozess lernten wir bei der tiefen Begegnung mit dem Bistum Poitiers kennen. Was uns ursprünglich angesprochen hatte – die gemeinsam verantwortete Leitung in örtlichen Gemeinden innerhalb einer kanonischen Pfarrei (oder seiner Vorform, des „secteur pastoral“) war zwar immer noch ein wichtiger Akzent, aber immer deutlicher stellte sich auch hier heraus, dass unter der Oberfläche geteilter Verantwortung ein langjähriger pastoraler Beteiligungsprozess stand, der seinen Ausgang von einer profilierten pastoralen Weichenstellung nimmt: Der damalige Erzbischof Rouet fokussierte nach Besuchen in den vielen Dörfern seines Bistums seine pastorale Perspektive: es ging ihm um eine Pastoral der Nähe. Das aber ist nicht nur eine Option für örtliche Gemeinden, sondern orientiert sich an zwei theologischen Grundorientierungen: zum einen geht es beim Begriff der Nähe um einen Kernbegriff der Reich-Gottes-Botschaft: die andrängende Nähe des Reiches wird aber immer auch einen Raum der Begegnung und der Nähe voraussetzen. Und zum anderen wurde uns deutlich, wie sehr die Bildung örtlicher Gemeinden in einer tiefen Reflexion auf der Taufwürde, der Entfaltung des gemeinsamen Priestertums aller Gläubigen und ihrer Potentialität beruht: Was in der us-amerikanischen Kirche unter dem Stichwort der „stewardship“ und „called and gifted“ uns durch das Projekt „Crossing over“ nahe kam, gewann unter dem Stichwort einer Charismenorientierung bei uns immer mehr Gewicht.

Nicht nur in Asien, auch in Afrika und auf den Philippinen verändert diese Perspektive die konkrete Rolle des Pfarrers und seiner pastoralen Mitarbeiter: Wenn daher Worte wie „facilitator“ und „enabler“ genutzt wurden, stand dahinter ein Leitungs- und Dienstverständnis, das für unseren Kontext noch ungewohnt ist.

Diese Pastoral sakramentaler Ermöglichung dient dazu, dass den Christgläubigen ein Höchstmaß an Partizipation ermöglicht werden soll – und das war ein weiterer Leitbegriff des II. Vatikanums, der hier seine pastoralpraktische Umsetzung erhielt: Es ging darum, dass das gesamte Volk Gottes Anteil nehmen und mitwirken kann.

Schon gar nicht mehr überraschend: Es ging bei diesem Ansatz einer inkulturierten und lebensraumorientierten Ekklesiogenese – wie wir sie in überzeugender Weise auch in England erlebten beim Besuch der „fresh expressions of church“ – in erster Linie um einen geistlichen Prozess. Diese spirituelle Gründung pastoraler Prozesse ist konsonantes Markenzeichen aller pastoralen Erneuerungsprozesse, an deren Erfahrungen wir partizipieren durften: Der existenzielle Umgang mit dem Wort Gottes war überall prägend und Quelle für einen neuen kirchlichen Aufbruch.

Schließlich: Wo das gemeinsame Priestertum und die geistlich gegründete Partizipation so in den Mittelpunkt kirchlicher Entwicklung rückte, rückte auch die systematische lokale wie regionale Bildung und Förderung der Getauften in den Vordergrund. Diese visionsorientierte Fortbildungsstruktur gab zu denken angesichts der knappen Ressourcen unserer weltkirchlichen Freunde.

Was begonnen hatte als Suchbewegung nach einer neuen Kirchengestalt, entpuppte sich so nach und nach als ein pastoraler Grundansatz; was mit Bibelteilen und Kleinen Christlichen Gemeinschaften begann, zeigte sich als eine neue Kultur des Kircheseins, die in partizipativen Prozessen Schritt für Schritt entwickelt werden konnte.

[Lokale Kirchenentwicklung verstehen](#)

Die vielen Erfahrungen in unserem Bistum, aber die inzwischen auch langjährige Entwicklung weltkirchlichen Lernens führte zu jener Weichenstellung, die im Bistum Hildesheim als Lokale Kirchenentwicklung bekannt wurde. Auftakt war das Hirtenwort von Bischof Norbert Trelle zur österlichen Bußzeit 2011 unter dem Titel „Seht her, nun mache ich etwas Neues“, spricht der Herr, „schon kommt es zum Vorschein“, dessen Grundoptionen leitend für die Prozesse Lokaler Kirchenentwicklung geworden sind.

Wahrnehmen lernen: gemeinsame Prozesse geistlicher Unterscheidung einüben

Das Wort des Propheten Jesaja gibt schon eine wesentliche Stoßrichtung jener pastoralen Kultur an, die der Hintergrund einer Lokalen Kirchenentwicklung ist. Es geht im Wesentlichen darum, Kirchenentwicklung als einen Prozess wahrzunehmen, der sich schon längst unter uns ereignet. Im Hintergrund steht eine Theologie der Geschichte: Gott handelt an seinem Volk in jeder Zeit – und die Umbrüche und Wandlungen, die sich ereignen, sind hineingenommen in seinen Weg mit dem Volk Gottes durch die Zeit: „Denn die Kirche ist nicht in erster Linie das Ergebnis unserer Planungen, sondern ein Geschöpf des Heiligen Geistes: Der Geist Gottes ist es, der unsere Kirche erneuert“.

Das aber hat Konsequenzen und führt zu einer ersten Priorität pastoralen Handelns in dieser Zeit des Übergangs. Lokale Kirchenentwicklung nimmt dann die jeweils unterschiedlichen Situationen in den Blick und versucht Gottes Handeln und seinen Auftrag hier zu entdecken. Dies ist zweifellos ein gemeinsamer Weg, der als geistlicher Unterscheidungsprozess zu gestalten ist. „Wenn wir den Blick auf die örtlichen Gegebenheiten richten, wird sich zeigen, dass jeder Ort ein bestimmtes Charisma hat, dass es dort eine jeweils eigene Chance gibt und dass man vielerorts Aufbrüche auf je anderen Feldern erlebt. Diese Chancen und Aufbrüche gemeinsam zu entdecken, sie weiterzuentwickeln und zu fördern, sehe ich als große Aufgabe an. Der gegenseitige Austausch – innerhalb der Regionen und zwischen den unterschiedlichen Ebenen unseres Bistums – und die Bereitschaft, voneinander zu lernen, werden uns helfen, die Situation des Übergangs, in der wir uns als Kirche befinden, besser zu verstehen. Vor allem wird unsere Aufmerksamkeit für die Kräfte der Erneuerung geschärft werden.“

Dabei wird eines klar: Strukturentwicklung, die zweifellos immer wieder nötig ist, ist in diesem Horizont nicht Kirchenentwicklung, sondern dient der Ermöglichung einer inneren Kirchenentwicklung. Das ist, so denke ich, eine wichtige Unterscheidung: Es geht bei Lokaler Kirchenentwicklung um einen geistlichen Entwicklungsprozess zugunsten der Getauften, ihrer örtlichen Gemeinden, der Prozesse des Christwerdens und des Wachstums neuer Gemeindeformen.

Die Vielfalt der Orte kirchlichen Lebens und die relativierte Bedeutung der Gemeinden

Das hat Konsequenzen für die anstehenden Prozesse. Auf der einen Seite wird immer deutlicher, dass die klassischen Gemeindeformen in Zukunft nur noch eine der Sozialformen des Kircheseins sind. Nicht umsonst beschreibt der programmatische Leitbegriff „Lokale Kirchenentwicklung“ eben nicht eine „Gemeindeentwicklung“, sondern fasst weiter, was gemeint ist. Schon jetzt wird ansichtig, dass es zur Ausbildung weiterer Orte des Kircheseins gekommen ist: Familienbildungsstätten, Altenheime, Krankenhäuser und Schulen, Kindergärten, Verbände und Initiativen bilden neben den Gemeinden ein neues Netzwerk, das nur insgesamt die Kirche in ihrer Vielfalt abbildet. Die darin verborgenen Herausforderungen sind nur zu deutlich: Auf der einen Seite verlangt eine solche plurale Vielfalt ein neues Verständnis der letztlich eucharistisch gegründeten Einheit der Kirche, auf der anderen Seite werden weitere Kirchenbildungen hinzukommen. Die Förderung und die Verknüpfung unterschiedlicher Kirchorte zu gestalten wird zur großen Kunst des sakramentalen Amtes.

Sendungsorientierung

Dabei ist ein Kriterium dieser kirchlichen Orte besonders in den Blick geraten. Es geht ja nicht um die Neubildung und Gründung von Gemeinschaft, sondern umgekehrt gilt: Dort wo Christen sich wirklich auf die „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (GS 1) einlassen, dort kommt es zur Bildung kirchlicher Lebensräume. Dies allerdings nicht von selbst: Immer mehr wird deutlich, dass auch hier ein prozesshaftes Vorgehen notwendig wird, das sich an Kriterien orientieren muss: Was macht denn eine kirchliche Schule zu einem Ort des Kircheseins? Wie kann man evaluieren, ob ein katholischer Kindergarten wirklich „Kleine Kirche“ ist?

Spiritualität aus dem Evangelium – „Das Wort Gottes wächst“

Ein wesentliches Gestaltungskriterium hat Bischof Norbert Trelle immer wieder in den Blick gerückt: Kirche ist ein Geschöpf des Evangeliums, und deswegen braucht es in jeder Wirklichkeit des Kircheseins eine Erfahrung jener Gegenwart des Geistes, jener Präsenz des Auferstandenen in der Mitte der Seinen, die jede kirchliche Wirklichkeit beseelt. Eine solche Orientierung gibt also Hinweise auf eine Prozessagenda Lokaler Kirchenentwicklung: Zu fördern, dass Getaufte und Engagierte aus der Kraft des Evangeliums leben und handeln, fordert eine Orientierung auf Formen des Umgangs mit der Schrift und des Teilens der Glaubenserfahrungen. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, dass an den verschiedenen Orten geprägter Kirchlichkeit unterschiedliche Formen und Gestalten der Spiritualität gelebt werden: Sie im Blick auf eine gemeinsam gelebte Spiritualität des Wortes weiterzuentwickeln bleibt eine zentrale Herausforderung Lokaler Kirchenentwicklung.

Taufwürde und Charismen in den Mittelpunkt rücken

Das Ziel der Prozesse Lokaler Kirchenentwicklung ist die Prägung und Konturierung des Taufbewußtseins der Getauften. Zu entdecken, „dass wir alle Kirche sind“ (Benedikt XVI. in Freiburg), gehört zu den großen Herausforderungen. Nicht die Taufe als „opus operatum“ ist gemeint, sondern die Entfaltung der Taufwürde und des gemeinsamen Priestertums aller Gläubigen. Es geht dabei um nicht wenig: Die Bilder unseres Kircheseins orientieren sich weiterhin an einer Versorgungs- und Dienstleistungsorganisation – oder auch an einer Kirche, in der Ehrenamtliche die Kirche am Laufen halten und so Mithelfer der eigentlichen Verantwortlichen sind. Auch hier lässt sich die Agenda leicht entdecken: Wie kann ein jahrhundertealtes inneres Bild neu geprägt werden und wie kann entdeckt werden, wie die Taufwürde, die Charismen, Gaben und Dienste kirchenbildend und kirchenprägend werden – in örtlichen Gemeinden, die weiterzuentwickeln sind? Das wird nicht gelingen, wenn nicht umfassende Bewusstseinsprozesse für alle Glieder im Volk Gottes gewagt werden. Sofort wird auch deutlich, dass ein solcher Prozess und ein Erlernen des entsprechenden pastoralen Handwerkszeugs kein kurzfristiges Unternehmen sein wird: Es braucht auch keinen speziellen Pastoralplan, wohl aber eine Fortbildungs- und Begleitstruktur, die im jeweiligen

Kairos einer Entwicklung entsprechende Prozesse fördern kann.

Vertrauen wagen

Prozesse Lokaler Kirchenentwicklung sind geprägt von einer Kultur des Vertrauens. Hier liegt tatsächlich eine hohe Hürde und Herausforderung: Denn gerade diese Kultur des Vertrauens ist in den vergangenen Jahrzehnten stark beschädigt worden, nicht nur durch den Missbrauchsskandal, sondern auch durch eine gefühlte Überwältigung durch Institution und Macht. Vertrauen kann man nicht verordnen, sondern in Beziehungen und gemeinsamen Projekten erringen. Kein Zweifel, hier liegt eine sehr große Herausforderung – und vielleicht auch deswegen ist im Hirtenbrief von Norbert Trelle der Abschnitt über das Vertrauen der längste: „Wie geht es weiter? Schnell können unsere Überlegungen wieder dazu verführen, ehrgeizige Pläne, Konzepte und Programme zu entwerfen. Aber nicht wir gestalten die Kirche; der Geist Gottes gestaltet die Kirche – in uns und durch uns. Auf ihn zu hören und ihm zu vertrauen, ist entscheidend für das zukünftige kirchliche Leben. Hinzu kommt: Gott zu vertrauen ist die Grundlage dafür, auch einander vertrauen zu können. Dieses Vertrauen möchte ich Ihnen meinerseits ausdrücklich zusichern, wenn Sie an ihrem Ort die Prozesse Lokaler Kirchenentwicklung beginnen. Zugleich bitte ich Sie um Ihr Vertrauen für mich und für diejenigen, die mit mir zusammen für das Bistum Verantwortung tragen. Wenn ich an bestimmten Stellen Vorgaben für die Prozesse Lokaler Kirchenentwicklung machen werde, dann tue ich dies, um nach dem Maßstab des Evangeliums Orientierung zu geben. Wir werden lernen müssen, das Vertrauen zueinander zu intensivieren. Wo eine einhellige Sichtweise nicht sofort gefunden werden kann, werden wir noch besser als bisher aufeinander hören müssen. Ich bin zuversichtlich, dass dies gelingen kann. Denn gemeinsam leitet uns die Frage: Welchen Weg führt uns Gott in die Zukunft?“

Lokale Kirchenentwicklung beginnen

Wir lernen dazu, eigentlich ständig: in lokalen Prozessen, in Dekanatstagen, an vielen Orten, in verheißungsvollen Projekten – lokale Kirchenentwicklung ist kein Wundermittel, sondern ein Weg, der auf eine faszinierende Resonanz stößt. Er greift in der Tat Prophetien des II. Vatikanischen Konzils auf – und ist vielleicht ihre ekklesiopraktische Rezeption. Wir machen die Erfahrung eines spirituellen und engagierten Volkes Gottes, das geradezu gewartet zu haben scheint auf eine echte Aufbruchsperspektive. Auch hier in Deutschland werden wir teilhaben können an einer mutigen Lerngemeinschaft, die schon in vielen Diözesen zarte Wurzeln fasst.

Lokale Kirchenentwicklung in der globalen Welt – ein Beitrag aus der Perspektive der Weltkirche

Lokalität bezieht ihre Dynamik aus der Spannung zur Globalität. Wie Lokale Kirchenentwicklung in einer Welt gestaltet wird, die immer stärker zusammenwächst, zeigt Michael Meyer von missio auf. Gerade die Kirche als weltweiter global player kann eine Lerngemeinschaft sein.

1. Vom Evangelium

„Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15). Jesus beginnt mit diesem programmatischen Satz sein öffentliches Wirken. Am Anfang seiner Sendung steht der Ruf zur Umkehr. Für die Gemeinschaft der Kirche ist dieser Satz in allen Bereichen bestimmend, denn die Verkündigung des Evangeliums beginnt mit der „Selbstevangelisierung“. Jede Erneuerung des christlichen Lebens muss sich kritisch mit dem richtungsweisenden Satz des Markusevangeliums auseinandersetzen. Alle Evangelisierung beginnt im eigenen Leben und in der Kirche vor Ort, denn dort gibt es „Diaspora-Gebiete“ und „heidnisches Land“: „Es gibt Urwälder in uns, in die das Evangelium noch nicht vorgedrungen ist, ungetaufte Teilpersönlichkeiten, schier unzugängliche Sümpfe der Gefühle, Wüsten der geistlichen Trockenheit. So habe ich vor aller Evangelisierung der anderen den Blick immer zuerst auf das eigene Missionsland zu richten“ (Knapp 2013, 9).

2. Entwicklung heißt Umkehr!

Im Sinn der „Selbstevangelisierung“ stellt Regens Christian Hennecke im Werkstattbericht zum Modell der „Lokalen Kirchenentwicklung“ ehrlich fest: „Vor der Rede von der Lokalen Kirchenentwicklung stand ein Umkehrprozess“. Erst in der Einsicht zur Umkehr steckt das wirkliche Potential, das die genannte Kirchenentwicklung ermöglicht. Die Umkehr besteht darin, vom „Ross“ der eigenen pastoralen Planung abzusteigen und sich den anderen zuzuwenden und auf sie zu hören. Der von Hennecke genannte „Umkehrprozess“ bezieht sich so auf die lange Geschichte des intereklesialen Lernens, des Entdeckens, des Ausprobierens, des Gesprächs und des Dialoges mit Partnern aus anderen Diözesen und Ländern. Dieser Prozess beinhaltet neben der Gesprächsbereitschaft auch den nüchternen und realistischen Blick auf die (pastorale) Wirklichkeit im eigenen Land und die erwähnte Bereitschaft zum Verlassen von überkommenen Strukturen, die der Verkündigung des Evangeliums im Wege stehen oder sie sogar verhindern.

In der Perspektive der Weltkirche mag der Hinweis auf das Dokument von Aparecida verdeutlichen, dass der Entschluss zur Umkehr, d.h. zur „Selbstevangelisierung“, fundamental ist: „Ausnahmslos jede Gemeinschaft sollte sich mit all ihren Kräften entschieden auf den ständigen Prozess missionarischer Erneuerung einlassen und die morsch gewordenen Strukturen, die der Weitergabe des Glaubens nicht mehr dienen, aufgeben.“ (DA 365). Papst Franziskus, der als Kardinal Jorge Mario Bergoglio federführend am Dokument von Aparecida mitgearbeitet hat, wies bei seiner ersten Auslandsreise anlässlich des Weltjugendtages im Juli 2013 in Brasilien darauf hin, dass die Kirche „in Bezug auf die Umkehr in der Pastoral“ im Rückstand sei (Begegnung mit den Bischöfen und dem Koordinierungskomitee in Rio de Janeiro am 28.07.2013). Die „Lokale Kirchenentwicklung“ sucht genau in diesem Sinn neue Formen und Wege, um das Evangelium den Menschen zu verkünden. Welche Aspekte fallen dabei in der Perspektive der Universalkirche auf?

3. Globale Kirchenentwicklung

Zur Gründungsurkunde der „Lokalen Kirchenentwicklung“ gehört wesentlich die Vorgeschichte der Lerngemeinschaft der alle Kontinente umfassenden Kirche dazu. Die „lokale“ Kirchenentwicklung steht im Rahmen der „globalen“ – also der „weltweiten“ – Kirche. Dazu zählt Hennecke die Partnerschaft der Kirche Boliviens mit der Diözese Hildesheim und die vielfältigen Kontakte, die das Bistum Hildesheim über die Hilfswerke missio und Adveniat geknüpft hat. Es ist beeindruckend, die Vielzahl der Länder und der damit verbundenen pastoralen Impulse zu sehen, die von der „Lokalen Kirchenentwicklung“ aufgegriffen werden. So steht der weite Horizont der pastoralen Erfahrung aus unterschiedlichen Ortskirchen entscheidend am Beginn der Entwicklung des Begriffs der „Lokalen Kirchenentwicklung“. Ohne die Begegnung und ohne den direkten Kontakt mit der „globalen“ Kirche wären die für die „Lokale Kirchenentwicklung“ bedeutsamen Stichworte wie „Kleine Christliche Gemeinschaften“ (mit den konkreten Beispielen aus Singapur, Indien oder den Philippinen), den „Örtlichen Gemeinden“ (im Kontakt mit dem Erzbistum Poitiers in Frankreich) oder der „Spiritualität des Wortes Gottes“ (im Austausch mit der südafrikanischen Kirche) kaum vorstellbar. Die weltkirchliche Lerngemeinschaft ist eine



Michael Meyer arbeitet seit 2012 – nach langjähriger Tätigkeit in der weltkirchlichen Partnerschaftsarbeit der bolivianischen Kirche und in der Pilgerseelsorge in Santiago de Compostela – als Referent des Fachbereichs Missionarische Spiritualität in der Abteilung Theologische Grundlagen von missio in Aachen.

Quelle der Inspiration und ein bereicherndes Forum des Austauschs für neue Ideen. Der weite Horizont ist jedoch nicht uferlos, sondern konkretisiert sich in der jeweiligen Ortskirche. Der Pastoraltheologe und Missionswissenschaftler Michael Sievernich SJ weist darauf hin, dass es in der pastoralen Planung eine enge Verbindung zwischen dem „Lokalen“ und dem „Globalen“ gibt. Die weltkirchliche Weggemeinschaft ist ein Netzwerk, das zusammenhängt und sich wechselseitig ergänzt: „Man kann die missionarische Aufgabe im eigenen Land nur dann mit der nötigen Schärfe wahrnehmen, wenn man sich auf das Andere seiner selbst eingelassen hat, also der missionarischen Weltkirche sehr viel mehr Aufmerksamkeit schenkt, nicht eskapistisch, sondern im wohlverstandenen Eigeninteresse.“ (Sievernich 2009, 341).

So geht es nicht um das einfache und simplifizierende Übertragen von pastoralen Modellen anderer Ortskirchen in die deutsche Wirklichkeit. Nein, es geht um die strukturelle Erneuerung, um einen viel tiefer liegenden ekklesiologischen Ansatz und die Bereitschaft zur „Mission“, d.h. zur „Selbstevangelisierung“ in der eigenen Ortskirche. Hier liegt der Punkt der Umkehr. Hier setzt die „Lokale Kirchenentwicklung“ an und schafft neue Akzente für den Pilgerweg des Volkes Gottes in der deutschen Ortskirche.

4. Taufwürde als Fundament und Prinzip

Als prägenden Punkt der „Lokalen Kirchenentwicklung“ ist dabei die sendungsorientierte Theologie der Taufe zu nennen. Die „Lokale Kirchenentwicklung“ rechnet mit dem Engagement eines jeden einzelnen, denn jeder Christ ist durch Taufe und Firmung Teil des Volkes Gottes, so wie es das letzte Konzil in der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* formuliert hat: „Eines ist also das auserwählte Volk Gottes: ‚Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe‘ (Eph 4,5); gemeinsam die Würde der Glieder aus ihrer Wiedergeburt in Christus, gemeinsam die Gnade der Kindschaft, gemeinsam die Berufung zur Vollkommenheit, eines ist das Heil, eine die Hoffnung und ungeteilt die Liebe. Es ist also in Christus und in der Kirche keine Ungleichheit aufgrund von Rasse und Volkszugehörigkeit, sozialer Stellung oder Geschlecht“ (LG 32). Taufe und Firmung sind konstitutiv: alle – Frauen und Männer – sind vollgültige Glieder des einen Volkes Gottes und mit der Würde der Propheten, Priester und Könige ausgestattet und befähigt, ihr Leben aus dem Geist des Auferstandenen mitten in der Welt zu leben. Aus dieser Sendung der Taufe ergibt sich ein Leben in der Nachfolge Jesu. Die damit verbundenen Charakteristika der „Würde der Gotteskindschaft“, der „Partizipation“, des „Lebens in Gemeinschaft“ und der „Verantwortung aller Gläubigen“ sind die Basis.

5. Das Modell der Kleinen Christlichen Gemeinschaften

In besonderer Weise kommt hierbei dem Praxismodell der „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ (KCG) eine besondere Bedeutung zu. Denn sie können als ein gelungenes Modell der Verwirklichung der „Lokalen Kirchenentwicklung“ angesehen werden, die die Themen der „Partizipation“ und der „Verantwortung“ ernst nehmen: Menschen lassen sich vom Wort Gottes ansprechen, stiften Gemeinschaft und engagieren sich in ihrem Umfeld. Sie haben die kleinen und großen Nöte ihrer Lebenswelt im Blick. Kirche wird innerhalb der KCG nachbarschaftlich erfahrbar und verliert die Menschen nicht aus den Augen. Die KCG sind deshalb keine weitere Bewegung in der Kirche, sondern stehen für eine Kirche in Bewegung; sie stehen für das gelebte Zeugnis getaufter Christen, die ihren Auftrag zur Gestaltung von Kirche und Welt vor Ort umsetzen. Dieser Zeugnischarakter hat in der Umbruchphase der deutschen Kirche einen nicht zu unterschätzenden Stellenwert. Daher ist es wünschenswert, dass „die kleinen Basiseinigungen, auch lebendige Gemeinden genannt, in denen die Gläubigen einander das Wort Gottes verkündigen und im Dienst und in der Liebe tätig werden können, wachsen.“ (Christifideles laici 26). Das Modell der „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ ist – so verstanden – ein starker „globaler“ – aus der Weltkirche erwachsener - Impuls für die „Lokale Kirchenentwicklung“. Denn im Bewusstsein der Sendung durch die Taufe ist eine „kopernikanische Wende“ (so Hennecke) zu sehen. Diese mentale Wende besteht darin, dass nicht aus der klassischen Versorgungskirche bzw. einer schon längst nicht mehr existierenden „Volkskirche“ und der damit verbundenen Mangelperspektive (fehlendes Personal, fehlende Priester, fehlende Gemeindeglieder, fehlende Finanzen ...) zu denken ist, sondern von der in der Taufe grundgelegten Sendung. Hieraus ist das Leben zu gestalten. Die im deutschen Sprachraum übliche Unterscheidung zwischen „Ehrenamtlichen“ und „Hauptamtlichen“ passt deshalb nur bedingt in die Theologie des Volkes Gottes. Diese spezifisch deutsche Differenzierung des „hauptamtlichen“ bzw. „ehrenamtlichen“ Dienstes wird v.a. dann auffällig, wenn es darum geht, die Begrifflichkeiten den Partnern aus den Südkirchen zu übersetzen. Nur über Erklärungen ist diese Übersetzungsleistung möglich. Für viele Partner aus den Südkirchen gibt es diese Unterscheidungen zunächst nicht, da nach der Ekklesiologie des letzten Konzils alle durch Taufe berufen sind, am Aufbau des Reiches Gottes mitzuarbeiten.

Papst Franziskus hat in einer morgendlichen Predigt diesen Gedanken entfaltet. Am Beispiel des asiatischen Kontextes erinnerte er an die Ereignisse in Japan im 17. Jahrhundert: „Dort hat sich zugetragen, dass katholische Missionare ausgewiesen wurden und die Gemeinden zurückblieben. Fast zwei Jahrhunderte lang gab es dort keinen Priester. Als später neue Missionare wieder ins Land kamen, fanden sie Gemeinden vor, in denen alle Gläubigen getauft waren und eine Glaubensbildung besaßen. Alle waren kirchlich verheiratet und die, die gestorben waren, hatten ein christliches Begräbnis erhalten. Doch es gab keinen Priester ... Wer hatte dies getan? Die Getauften selbst!“ (Fidesdienst vom 17.04.2013).

Am historischen Beispiel sind die klare Aussage und die Entfaltung der Tauftheologie zu

erkennen. Ob das zu einfach ist? Der Vorwurf einer zu simplifizierenden Reduktion mag in der komplexen westeuropäischen Welt und Kirche laut werden. Das Beispiel des Papstes „vom anderen Ende der Welt“ ist aber ein Stachel, der die Megaorganisation einer gut verwalteten und strukturierten Kirche trifft, wenn sie sich der Frage nach der „missionarischen Erneuerung“ durch alle Glieder des einen Volkes Gottes stellt. Denn jeder Einzelne ist Träger des Evangeliums und steht in der Verantwortung zur Weitergabe der Frohen Botschaft. So zumindest das letzte Konzil, so Hennecke, der die „Taufwürde“ herausstellt.

6. Würde im Zeitalter der Globalisierung

Abschließend kann der Gedanke der „Taufwürde“ weiterführen. Vielfältig und bedeutungsschwer sind die ausdeutenden Riten der Taufe. Die Salbung mit dem Chrisam gehört zur Feier der Taufe und erinnert an den Gesalbten, an den Christus, der gesandt ist, „den Armen eine gute Nachricht bringen, den Gefangenen die Entlassung zu verkünden, den Blinden das Augenlicht und die Zerschlagenen in Freiheit zu setzen.“ (Lk 4,18) Die zentrale Stelle des Lukasevangeliums steht in der inneren Logik der Salbung mit Chrisam innerhalb der Taufliturgie, die jeden Christen mit der Würde als „Priester, König und Prophet“ auszeichnet. Gerade in der weltkirchlichen Perspektive im Zeitalter der Globalisierung ist das Herausstellen der Taufwürde zentral. Denn: Der Sendungsauftrag der Taufe verpflichtet für die Würde des Menschen einzustehen und sie dort zu verteidigen, wo sie bedroht ist. Nicht wenige Christen aus den Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas verstehen es, ihren Glauben unter schwierigen gesellschaftlichen Bedingungen zu leben. Die Herausforderungen der Armut sind groß; die Liste der Schicksalsschläge wie Arbeitslosigkeit, Mangelernährung, Naturkatastrophen, Gewalt, fehlende Gesundheitsvorsorge oder verpasste Bildungsmöglichkeiten ist lang. Die in den „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ engagierten Menschen leben ihr Christsein oft an den Grenzbereichen zwischen Kirche und Gesellschaft. Sie wissen, was es heißt, für die Würde eines jeden Einzelnen einzutreten, auch dort, wo das Leben der Menschen gefährdet ist.

Der Sendungsauftrag, den Armen eine gute Nachricht, den Gefangenen die Freiheit und den Blinden das Augenlicht zu bringen, ist stets konkret und beschränkt sich nicht auf den inneren Kreis der Kirche. Im „Werkstattbericht“ weist Hennecke ausdrücklich darauf hin, dass die „Lokale Kirchenentwicklung“ über die kirchlichen Gemeinden hinaus auch Familienbildungsstätten, Kindergärten, Schulen, Nachbarschaftsgruppen oder Krankenhäuser als Orte des Evangeliums entdeckt. Überall dort sind Einsatz und Engagement für die Würde der Menschen gefragt. Die „Lokale Kirchenentwicklung“ sieht die Kirche „vor Ort“. Schritt für Schritt wird sie ihre Dynamik weiter entfalten, wenn sie sich am Wort der „Umkehr“ orientiert, die in der Taufe grundlegende Sendung ernst nimmt und die Würde des Menschen verteidigt. Das Aufgeben der „morsch gewordenen Strukturen der Pastoral“ verlangt eine Partizipation des gesamten Volkes Gottes, besonders aber die Beteiligung der Schwachen, der Marginalisierten und der Armen. Ohne diese „globale“ Perspektive ist die „lokale“ Kirchenentwicklung nicht zu haben.

Literatur

Knapp, Andreas, Wie schreibt man „Evangelium“? in: Mitten in der Welt, Heft 201 (2013) 4–9.

Sievernich, Michael, „Pilotprojekt Gottes“. Ein Gespräch mit dem Pastoraltheologen Michael Sievernich über Religion, in: Herder Korrespondenz 63 (2009) 340–344.

Hildesheim, das nächste Poitiers?

Inspirationen einer konzilsgemäßen Gesamtpastoral

Der Innsbrucker Pastoraltheologe Christian Bauer denkt Christian Henneckes Vorlage anhand des Begriffs der Gesamtpastoral theologisch weiter. Damit soll das Profil einer weltpräsenten und binnenpluralen Kirche konturiert werden, das Bauer zudem in einen weltkirchlichen, interkulturellen Kontext stellt.

Hildesheim hat gute Chancen, das nächste Poitiers zu werden – das neue Lieblingsbistum der deutschsprachigen Pastoraltheologie. Was hier an Neuem gewagt wird, verdient Beachtung auch in scheinbar noch ‚gut katholischen‘ Gegenden. Denn es ermöglicht einen Blick in die Zukunft der Kirche überhaupt. Über kurz oder lang wird auch das ‚Heilige Land Tirol‘, wo ich gegenwärtig lebe und arbeite, eine Kirche in der Minderheit kennen, die so etwas wie eine ‚alpenländische Diaspora‘ (Bauer 2014) bildet. Daher lohnt es sich dort und andernorts schon jetzt, beizeiten auf die entsprechende Situation anderer Ortskirchen zu blicken. Ganz so, wie es Rolf Zerfaß 1999 in seiner Würzburger Abschiedsvorlesung mit Blick auf die kirchliche Minderheitensituation in Frankreich bzw. Ostdeutschland vorschlug: „[Die französische Kirche] ... ist uns auf dem Weg in die Diaspora schon ein paar Generationen voraus. Viele Mauern sind dort längst eingestürzt, die man bei uns mit großem Energieaufwand noch aufrechtzuerhalten bemüht ist. Aber schon ein Besuch in den neuen Bundesländern vermag die Augen dafür zu öffnen, was auch bei uns inzwischen die Stunde geschlagen hat.“ (Zerfaß 2000, 48) Ein Besuch in Ostdeutschland oder in norddeutschen Diözesen wie Hildesheim, Osnabrück oder Hamburg: Vielleicht mache ich doch irgendwann einmal eine Exkursion mit ‚meinen‘ Tirolern in den hohen Norden – eine diasporapastorale Zeitreise in die Zukunft auch ihres noch weithin christentümlichen Kontextes?

Weiterdenken: Gesamtpastoral

Diese Erinnerung an die eigene Zukunft ermuntert zu einem näheren Blick auf den – im Austausch mit anderen weltkirchlichen Kontexten gewonnenen – Hildesheimer Programmbegriff der lokalen Kirchenentwicklung. Eingebettet in die interpastoralen Lernprozesse einer sich nachkonziliar globalisierenden Weltkirche, reizt dieses faszinierende Leitwort zu pastoraltheologischem Weiterdenken. Dieses soll im Folgenden entlang eines im deutschen Sprachraum bislang noch kaum bekannten weltkirchlichen Schlüsselbegriffs geschehen, den auch Christian Hennecke einmal beiläufig erwähnt (vgl. Hennecke 2011, 16): der Gesamtpastoral. Sie scheint mir ein konzilstheologisch geeigneter Impuls zu sein, um einige Grundbegriffe lokaler Kirchenentwicklung nach Hildesheimer Bauart konzeptionell zusammenzuführen und weiterzudenken, die in Henneckes inspirierendem Beitrag genannt werden: „Vielfalt kirchlicher Orte“, „relativierte Bedeutung der Gemeinden“, „Netzwerk, das nur insgesamt die Kirche in ihrer Vielfalt abbildet“. Angeregt durch Elmar Klinger haben sich für diesen Begriff in der deutschsprachigen Pastoraltheologie vor allem Rainer Bucher und Ottmar Fuchs stark gemacht. Im Rückgriff auf Gaudium et spes betont Klinger: „Das Besondere der Pastoral konstitution liegt in ihrem Begriff der Pastoral. Er meint nicht mehr nur den priesterlichen Dienst am Laien, sondern den Dienst der Kirche insgesamt, also Priester und Laien zusammen, an der Welt im Ganzen. ... Er ist konstitutiv für die Kirche ... und betrifft alle Ebenen ..., daher auch der Begriff einer Gesamtpastoral, der sich bei uns noch gar nicht durchgesetzt hat.“ (Klinger 2009, 87)

Mit Blick auf die hiesige kirchliche Situation diagnostiziert Rainer Bucher einen „Verlust der inneren Kohärenz der kirchenbildenden Orte“ (Bucher 1998, 218) nach dem Konzil: „Das grundlegende Problem der deutschen katholischen Kirche kann ... als ihr Mangel an vernetzten und als vernetzt wahrgenommenen Orten der Kirchenbildung beschrieben werden. ... Die unterschiedlichen kirchlichen Handlungsfelder werden ... nur sehr ungenügend im Sinne einer Gesamtpastoral wieder zusammengeführt. ... Was weiß eine Gemeinde von der Caritas in ihrem Ort, welcher Austausch besteht zwischen jenen, die das Evangelium in der Schule und jenen, die es am Altar verkünden ...? ... Vor allem aber fehlt es an einer wechselseitigen ‚Kultur der Anerkennung‘ kirchlicher Orte ... Ohne eine solche Kultur ... schwindet ... der reale innerkirchliche Zusammenhalt ...“ (ebd., 219; 233; 265). Ottmar Fuchs skizziert das Profil einer Kirche, in der entsprechende gesamtpastorale Anerkennungsprozesse die Basis gemeinsamer kirchlicher Weltpräsenz darstellen: „Dies wäre eine künftige Gesamtpastoral: Ereignisnah flexibel und alltagskontinuierlich stabil, klein beweglich und groß vernetzt, wenig zentralistisch und doch dachgeschützt, niederschwellig und anspruchsvoll – für Menschen mit loser Bindung (eher casual- bzw. prozessorientiert als auf längere Zeit), für Menschen mit dichter und dauerhafter Anbindung. Bedingung dafür ist die gegenseitige Achtung der unterschiedlichen Vollzugsweisen der Pastoral, von Gemeinde- und Krankenhausesseelsorge, von Jugendarbeit und Citypastoral, ein



Dr. Christian Bauer ist Professor für Interkulturelle Pastoraltheologie an der Universität Innsbruck.

Literatur

Bauer, Christian, Der greise Seher vom Montmartre. Drei späte Hirtenbriefe von Kardinal E. Suhard (1874– 1949) als Erinnerung an die Zukunft der Pastoral, in: Bucher, Rainer / Krockauer, Rainer (Hg.), Prophetie in einer etablierten Kirche?, Münster 2004, 228– 243.

gegenseitiges Voneinander-Wissen, das für die anderen auskunftsfähig ist, und schließlich die Fähigkeit, Menschen wieder an andere Bereiche abzugeben und die Übergänge sanktionsfrei zu gestalten.“ (Fuchs 2010, 123f)

Gesamtpastoral interkulturell

Was von Ottmar Fuchs und Rainer Bucher programmatisch vorgedacht ist, lässt sich nun pastoralgeschichtlich in weltkirchlicher Perspektive kontextualisieren – und damit auch konkretisieren. Begonnen hat die Rede von der weltpräsenten Gesamtpastoral einer binnenpluralen Kirche in der französischen Vorgeschichte des Zweiten Vatikanums. Im dortigen „Kirchenfrühling“ (Suhard 1947, 174; vgl. Bauer 2004) kam es zu zahlreichen pastoralen Aufbrüchen, welche die Frage nach dem innerkirchlichen Zusammenhang aufwarfen – genannt seien nur drei kurze Stichworte: Mission de France, Arbeiterpriester, Madeleine Delbrêl. Roger Etchegaray, Sekretär der französischen Bischofskonferenz bzw. späterer Erzbischof von Marseille und Kurienkardinal, griff damals auf den von Fernand Boulard und Jean-François Motte geprägten Begriff der Gesamtpastoral zurück: „Das erste Ziel dieses gemeinsamen Apostolats besteht darin, alle verfügbaren Kräfte in derselben Hinsicht ... zu orientieren: auf die Schaffung von lebendigen christlichen Gemeinschaften und zugleich darauf, die Pfarrei, die Diözese und schließlich das ganze Land in einen Zustand der Mission zu versetzen“ (zit. n. Mwansa 1979, 40; vgl. Chenu 1964). Es geht um eine Mobilisierung des gesamten Volkes Gottes in Bezug auf seine Sendung in die Welt: „Die Kirche von heute ist vor allem durch eine Erneuerung der Pastoral in ihrer ureigenen Dynamik gekennzeichnet, die ihr aus der Mission Christi heraus zukommt: allen Menschen die Mittel des Heils anzubieten. ... Angesichts dieser reichhaltigen Blüte hat man vor allem in unserem Land begonnen, von einer ‚Gesamtpastoral‘ zu sprechen ...“ (Etchegaray 1962, 102f).

François Houtard, der auch an der Entstehung von *Gaudium et spes* maßgeblich beteiligt war, resümiert mit Blick auf die zeitgleich entstehenden ersten Pastoralpläne und verbindet beide Ansätze: „Der Begriff der Gesamtpastoral ist in Frankreich entstanden ... Die Idee der Pastoralpläne ging ... von den Entwicklungsländern aus, insbesondere von Lateinamerika und Afrika. ... Der Gedanke stand ohne Zweifel in Parallele zu den Entwicklungsplänen. Ein solcher Plan sieht bekanntlich alle Elemente einer ökonomischen und sozialen Entwicklung vor und sucht ... die ... vorhandenen Kräfte so in Übereinstimmung zu bringen, dass sie möglichst angemessen dazu beitragen.“ (Houtard 1967, 175f) Ein pastoralgeschichtliches Schlüsseljahr in diesem Zusammenhang war das Jahr 1961. Damals veröffentlichte die chilenische Bischofskonferenz eine Vortragsreihe der beiden Pastoralsoziologen Boulard und Motte (1961) zur *pastoral de conjunto*, und zugleich schloss die kongoliesisch-zairische Bischofskonferenz, die *pastorale d'ensemble* zur Grundlage ihres Handelns zu machen: „Die Gesamtpastoral wird ... als eine Organisation verstanden, deren Sinn darin besteht, zu vereinen, um besser dienen zu können [unir pour mieux servir] – und zwar indem man ... die verschiedenen Probleme des Apostolats im Ganzen betrachtet, auf allen Ebenen und mit Blick auf die spezifischen Gaben jedes einzelnen Mitglieds.“ (Mwansa 1979, 37; 39)

Horizont der Gottesherrschaft

Mit dem Begriff der Gesamtpastoral sind also höchst spannende weltkirchliche Austauschprozesse (vgl. Nacke 2010) im Kontext des Zweiten Vatikanums verbunden. Dabei kommt es, wie bei allen interkulturellen Übersetzungsvorgängen, auch zu inhaltlichen Akzentverschiebungen. Im Falle Lateinamerikas ist dies nachkonziliar vor allem eine befreiungstheologisch inspirierte Ausrichtung der Gesamtpastoral auf das Reich Gottes hin. Das Schlussdokument der Bischofsversammlung von Medellín 1968 stellt sie unter ein sozialpastorales Vorzeichen im Sinne des Konzils: „In unserem Kontinent befinden sich Millionen von Menschen am Rande der Gesellschaft und werden gehindert, die ganze Fülle ihrer Bestimmung zu erreichen ... Die Kirche muss dieser Situation mit geeigneten pastoralen Strukturen begegnen ... Daraus ergibt sich, dass die kirchlichen Strukturen periodisch ... neu angepasst werden müssen, so dass sich ... das entwickeln kann, was ‚Pastoral de conjunto‘ genannt wird; das heißt, all jene gemeinsame Heilsarbeit, die durch die Sendung der Kirche unter ihrem umfassenden Aspekt ... gefordert ist.“ (Schlussdokument der CELAM-Generalversammlung von Medellín, Nr. 15)

Dieser heilsorientierten Mission des gesamten Volkes Gottes wird eine Gesamtpastoral entsprechender lokalkirchlicher Entwicklungsprozesse auch kirchenorganisatorisch Raum geben müssen: Sammlung im Dienste der Sendung. Im Rahmen einer auf beiden Kirchenkonstitutionen des Zweiten Vatikanums basierenden, kommunial-liturgisch und zugleich missionarisch-diakonisch ausgerichteten Doppelklesiology (vgl. Bauer 2013) könnte dann einerseits ein mit *Lumen gentium* rekonstruiertes Personalprinzip gelten (Stichwort: Orte kommunaler Nähe), andererseits aber auch ein mit *Gaudium et spes* begründetes Territorialprinzip (Stichwort: Räume missionarischer Weite). Letzteres ermöglichte dann auch eine „missionierende Jüngerschaft im Dienst des Lebens“ (Botschaft der CELAM-Generalversammlung von Aparecida an die Völker Lateinamerikas und der Karibik, Nr. 4; vgl. Bauer 2013a), wie sie die lateinamerikanische Bischofsversammlung von Aparecida 2007, die vom heutigen Papst Franziskus maßgeblich mitbestimmt wurde, unter Rückgriff auf die konziliare Leitdifferenz von *communio* und *missio* (vgl. LG 4) herausstellte: „Die vom Bischof geleitete Diözese ist der bevorzugte Ort der Gemeinschaft und der Mission. Die Diözese muss eine mutige und erneuernde Gesamtpastoral anregen und anleiten, so dass die verschiedenen Charismen, Dienste, Ämter und Organisationen auf ein gemeinsames missionarisches Projekt gerichtet sind, um das eigene Umfeld mit Leben zu erfüllen. Ein

Bauer, Christian, Gott außerhalb der Pfarrgemeinde entdecken, in: Sellmann, Matthias (Hg.), *Gemeinde ohne Zukunft? Theologische Debatte und praktische Modelle*, Freiburg/Br. 2013, 349–371.

Bauer, Christian, Spuren in die Nachfolge. Zukunft aus dem jesuanischen Wandercharisma, in: *Pastoraltheologische Informationen* 32 (2013) 13–34.

Bauer, Christian, *Alpenländische Diaspora? Erkundungen im nachkonstantinischen Christentum*, in: Bucher, Rainer (Hg.), *Zur Lage der Kirche in Österreich*, Würzburg 2014.

Boulard, Fernand / Motte, Jean-François, *Hacia una pastoral de conjunto. Temas de la semana nacional de pastoral organizada por el episcopado chileno en Junio de 1960*, Santiago de Chile 1961.

Bucher, Rainer, *Kirchenbildung in der Moderne. Eine Untersuchung zu den Konstitutionsprinzipien der deutschen katholischen Kirche im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1998.

Chenu, Marie-Dominique, *En état de mission*, in: ders., *L'Évangile dans le temps. La parole de Dieu II*, Paris 1964, 237–240.

Etchegaray, Roger, *Insertion de la pastorale liturgique dans une pastorale d'ensemble du diocèse*, in: *La Maison-Dieu* (1962) 102–122.

Fuchs, Ottmar, *Zukunft in der Gesamtpastoral. Durchgangsoffen und milieusensibel*, in: Bauer, Christian / Schüssler, Michael (Hg.), *Jeder Fluss hat seine Strudel. Praktisch-theologische Interventionen von Ottmar Fuchs*, Ostfildern 2010, 122–124.

Hennecke, Christian, *Jenseits kirchlicher Innen- und Binnenräume. Die Neuentdeckung der Nachbarschaft in Kleinen Christlichen Gemeinschaften*, in: ders., *Die Rückkehr der Verantwortung. Kleine Christliche Gemeinschaften als Kirche in der Nähe*, Würzburg 2011, 11–20.

Houtard, François, *Gesamtpastoral und Pastoralpläne*, in: *Concilium* (1967) 175–184.

Klinger, Elmar, *Mich hat an der Theologie immer das Extreme interessiert*, Würzburg 2009.

Mwansa, André, *Dynamique d'une pastorale d'ensemble axée sur la mission des laïcs selon Vatican II. Essai d'application à l'histoire religieuse du Zaïre*, Rom 1979.

Nacke, Stefan, *Die Kirche in der Weltgesellschaft. Das II. Vatikanische Konzil und die Globalisierung des Katholizismus*, Bielefeld 2010.

Spielberg, Bernhard, *Vitaminspritze aus dem Süden? Oder: Warum pastorale Südfrüchte nicht einfach zu im-*

solches Vorhaben, das sich aus ganz unterschiedlichen Formen der Mitwirkung zusammensetzt, macht eine Gesamtpastoral möglich, die in der Lage ist, neuen Herausforderungen zu begegnen.“ (Schlussdokument der CELAM-Generalversammlung von Aparecida, Nr. 169)

Resümee

Auf der Suche nach Inspiration aus den Kirchen des Südens könnte man in Hildesheim und anderswo über das Bibelteilen bzw. Kleine Christliche Gemeinschaften hinaus auch deren gesamtpastoralen Orientierungsrahmen in Betracht ziehen. Dabei geht es nicht um die Übernahme von pastoralen Kopiervorlagen, sondern vielmehr um Provokationen zu Eigenem: zu eigenen Lösungen für den eigenen Kontext. Denn grundsätzlich gilt für den Import von kontextfremden Pastoralformaten ja die Formel von Bernhard Spielberg (2011): Südfrüchte sind leicht verderblich. Inspirierend wäre in jedem Fall die befreiungstheologisch ausgerichtete Reich-Gottes-Orientierung einer transversal vernetzten Gesamtpastoral, die auch in einigen Publikationen von Christian Hennecke aufscheint: Wem dienen eigentlich all unsere schönen Prozesse einer lokalen Kirchenentwicklung primär? Dem Wachstum der Kirche oder – was ja nicht dasselbe ist – dem Wachstum des Reiches Gottes in der Welt? Schließlich werden, so Rolf Zerfaß, auch die „Unschuldslämmer in unseren Reihen ... schwerlich sagen: Gott ist derzeit voll davon in Anspruch genommen, die kooperative Pastoral bei uns zu installieren.“ (Zerfaß 1998, 259) Er ist keineswegs nur mit der lokalen Entwicklung seiner Kirche befasst, sondern vielmehr mit der Vollendung seiner gesamten Schöpfung. Dazu gehört dann, im Horizont seines universalen Heilswillens, auch die jeweilige Kirche vor Ort als „Zeichen und Werkzeug“ (LG 1) dieser Vollendung – aber eben nicht nur. Und die Moral von der Geschichte? Vergiss die Gottesherrschaft nicht!

portieren sind, in: Hennecke, Christian / Samson-Ohlendorf, Mechthild (Hg.), Die Rückkehr der Verantwortung. Kleine Christliche Gemeinschaften als Kirche der Nähe, Würzburg 2011, 127-140.

Suhard, Emmanuel, Essor ou déclin de l'église. Lettre pastorale du carême, Paris 1947.

Zerfaß, Rolf, Gemeindeerneuerung oder Gemeindeentwicklung? Das Volk Gottes lernt, sich helfen zu lassen, in: Sander, Hans-Joachim (Hg.), Das Volk Gottes. Ein Ort der Befreiung, Würzburg 1998, 259-268.

Zerfaß, Rolf, Das Volk Gottes auf dem Weg in die Minderheit? Zur pastoralen Aktualität einer zentralen Erfahrung Israels, in: Katechetische Blätter (2000) 42-52.

Kirchenentwicklung findet statt – was denn sonst?

Reaktionen auf Christian Hennecke

Aus dem Blickwinkel eines Gemeindeberaters und pastoralen Entwicklers kommentiert **Andreas Fritsch** das Papier von Christian Hennecke. Konsequenz und realistisch benennt er sowohl Verdienste als auch offene Fragen des Ansatzes der lokalen Kirchenentwicklung.

Christian Hennecke beschreibt in seinem Beitrag sehr eindrücklich den Entstehungsprozess, das Anliegen und die Herausforderungen, die mit dem Hildesheimer Verständnis lokaler Kirchenentwicklung einhergehen. Er schildert die zentrale Bedeutung der Entfaltung der Taufwürde jedes Einzelnen und die hieraus resultierenden Anfragen und nächsten Schritte. Aber ist das alles wirklich neu und wo sind mögliche blinde Flecken? Und auf welche Wirklichkeit trifft dies in unseren Pfarreien?

Kirchenentwicklung ist dezentral

Es ist wohlthuend zu lesen und zu erleben, dass eine zentrale Illusion und Fehleinschätzung der vergangenen Jahrzehnte in den Müllleimer der Geschichte gelangt. Selbstverständlich ist Kirchenentwicklung vor allem dezentral. Dies endlich wieder klar ausgesprochen zu haben, ist ein großes Verdienst von Hennecke und seinen Mitstreitern. In der Vergangenheit folgte man eher dem Muster zu glauben, dass in den Pfarreien zwar eine tägliche Reflektion und ständige Weiterentwicklung der Pfarreiarbeit geschah (z.B. eine regelmäßige Aktualisierung der Erstkommunionvorbereitung), diese aber weder grundsätzliche Fragen einer strategischen Entwicklung in den Blick nahm, noch eine kirchenentwickelnde eigene Würde zugesprochen bekam.

Stattdessen wurde Kirchenentwicklung eher in Ordinariaten, z.B. in den beliebten diözesanen Gesprächsrunden der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts angesiedelt, als reine Strukturdiskussion geführt oder schlimmstenfalls als gar nicht notwendig angesehen.

Kirchenentwicklung findet statt und sie ist dezentral! Folgt man der Logik der Sozialwissenschaften und ihrem Ansatz sozialer Milieus in Deutschland, kann in Anwendung des Begriffs der Ethnologie des Alltags das in Gaudium et Spes genannte Gesetz einer angepassten Verkündigung nur lokal gedacht werden (vgl. Gaudium et Spes Nr. 44: „Von Beginn ihrer Geschichte an hat sie gelernt, die Botschaft Christi in der Vorstellungswelt und Sprache der verschiedenen Völker auszusagen und darüber hinaus diese Botschaft mit Hilfe der Weisheit der Philosophen zu verdeutlichen, um so das Evangelium sowohl dem Verständnis aller als auch berechtigten Ansprüchen der Gebildeten angemessen zu verkünden. Diese in diesem Sinne angepasste Verkündigung muss ein Gesetz aller Evangelisation bleiben“).

Bei aller Wertschätzung dieser Erkenntnis reibt man sich beim Lesen schon bildlich gesprochen immer wieder ungläubig die Augen. Das soll jetzt neu sein? Diese Erkenntnis hat so lange gebraucht? Zur Ehrlichkeit gehört auch zu sagen: Dieser Sinneswandel ist dramatischen Veränderungsprozessen geschuldet – Bistumsverantwortliche in vielen deutschen Diözesen sind buchstäblich mit ihrem Latein am Ende. Die Pfarreien noch größer zu ziehen ist schlichtweg vielerorts keine Alternative mehr. Dies beruht vermutlich auf mehreren Erkenntnissen. Angesichts des weiter zu erwartenden personellen Rückgangs bei den Priestern, aber auch vielerorts der Gemeinde- und Pastoralreferenten ist die Einsicht gestiegen, dass die pastorale Entwicklung, wenn sie denn weiterhin nur diesen Zahlen folgt, sich nur als Abwärtsspirale denken lässt.

Gleichzeitig lässt sich eine Wiederentdeckung des Nahraumes in vielen gesellschaftlichen Kontexten beobachten: der Slogan der Agenda 21-Bewegung „Global denken – lokal handeln“, das bürgerliche Engagement für Anliegen im sozialen Umfeld bis hin zur Wiedereinführung lokaler Autokennzeichen, die im Rahmen der kommunalen Neuordnung vor Jahrzehnten abgeschafft wurden etc. Dem Megatrend der Globalisierung wird das Bedürfnis nach Überschaubarkeit und Regionalisierung entgegengesetzt.

Bemerkenswert sind in diesem Kontext aktuelle Äußerungen des Essener Bischofs Franz-Josef Overbeck. Dort scheint die Frage nach Partizipation und der Betonung des gemeinsamen Priestertums unabhängig von den pastoralen Strukturen in den Blick genommen zu werden. So wird Bischof Overbeck innerhalb einer Woche mit den Worten zitiert: „Pfarreien als Rechtskörperschaften werden in der Fläche wohl noch größer werden“ (Pressemeldung des Bistum Essen anlässlich einer Podiumsveranstaltung am 08. Juli 2013 in der Wolfsburg in Mülheim). Nur wenige Tage später setzt er das Zukunftsbild im Bistum Essen in Kraft, in dem es heißt: „Um eine nahe Kirche zu werden, entdecken wir unsere lokale Bedeutung als Christinnen und Christen neu und setzen sie in eigenverantwortliches



Andreas Fritsch ist Leiter der Fachstelle Gemeindeberatung im Bistum Münster und Sprecher der Bundeskonferenz Gemeindeberatung.

Handeln um“ (Zukunftsbild im Bistum Essen, veröffentlicht am 13. Juli 2013).

Traut den eigenen Wegen – das Ende des Pastoraltourismus

Auf beeindruckende Art und Weise schildert Hennecke die vielfältigen weltkirchlichen Lernerfahrungen, die im Bistum Hildesheim in einem viele Jahre dauernden Prozess dazu geführt haben, für sich die Stichworte Partizipation, Volk Gottes, Gemeinsames Priestertum und die zentrale Bedeutung des Wortes Gottes neu entdeckt zu haben. Gleichzeitig beschreibt er mit dem Bild der Schnittblumenpastoral sehr ehrlich die in der Vergangenheit zu kurz gesprungenen Versuche einer Adaption bzw. Inkulturation dieser Ideen in unsere deutsche Wirklichkeit. Spätestens seit der kirchlichen Sinus-Milieu-Studie wissen wir, dass uns diese Inkulturation noch nicht einmal in die unterschiedlichen Lebenswelten der sozialen Milieus in Deutschland gelingen will. Als Ethnologen des Alltags taugen wir leider oftmals nicht.

Ich kann den Beteiligten nur raten, nun nicht einer erneuten Schnittblumenpastoral zu erliegen, die darin besteht, sich nicht nur die zentralen Begriffe anzueignen, sondern darüber hinaus auch noch die Methodik und Symbolik der Kirchenentwicklung aus anderen kulturellen Kontexten anzueignen.

Es ist an der Zeit, den Pastoraltourismus zu beenden bzw. ihn umzulenken. Es liegt geradezu auf der Hand zu fragen: Kennen wir eigentlich unsere eigene pastorale Wirklichkeit so gut wie die Équipes in Poitiers, die Vielfalt unserer Realität so gut wie die Small Christian Communities in Südafrika oder auf den Philippinen? Wie wäre es mit Exkursionen nach Brunsbüttel, Salzgitter, Altötting, Meppen, Kiel oder Frankfurt/ Oder? Wie wird dort lokale Kirchenentwicklung gelebt, welches Handwerkszeug wird verwendet und ist dies der jeweiligen Realität angemessen? Und selbst das wäre zu kurz gesprungen, bliebe es dann bei einem deutschlandinternen Pastoraltourismus. Es braucht stattdessen eine verstärkte Auseinandersetzung mit dem eigenen Sozial- und Lebensraum, in dem eine katholische Pfarrei ansässig ist.

In der pastoralen Wirklichkeit sehe ich zwei große Defizite: Wir nehmen uns zu wenig Zeit für die Analyse der konkreten Situation, sondern bewegen uns zu schnell auf der Handlungsebene: Was müssen wir tun, um mehr Jugendliche für die Eucharistie zu gewinnen? ist die erste Frage. Man dürfte aber auch mal fragen: Wie lebt ihr eigentlich und was erwartet ihr von der Kirche? Das zweite Defizit steht nur auf den ersten Blick hierzu im Widerspruch. Trotz der beschriebenen schnellen Handlungsorientierung kommt es zu keiner wirklichen Umsetzung. Wirklich Pastoral anders als bisher zu gestalten, neue Wege der Verkündigung jenseits volkskirchlicher Traditionen zu suchen und hierbei den Kategorien Trial and Error einen größeren Stellenwert einzuräumen und, wo nötig, auch gegen Widerstände Neues durchzusetzen, gelingt nur selten. Für lokale Kirchenentwicklung kann das nur bedeuten, die Fähigkeit der differenzierten Wahrnehmung der Wirklichkeit in den Pfarreien zu stärken. Dies beinhaltet aber auch, die von Hennecke benannte Vielfalt zuzulassen, die auch bedeuten mag, dass lokale Kirchenentwicklung so gar nicht den Vorstellungen derer entspricht, die sich hierfür diözesanweit stark machen.

Die Wirklichkeit sehen, lieben und annehmen – Kirche in Deutschland

Die Adaption bzw. in Variation vorgenommene Anpassung kirchlicher Entwicklungserfahrungen anderer Länder und Kontinente stößt auf eine deutsche Wirklichkeit, die sich wesentlich von der anderer Kontexte unterscheidet. Hierzu einige wenige Anmerkungen: Das System der deutschen Kirchensteuer bringt zwei wesentliche Konsequenzen mit sich, die Prozesse lokaler Kirchenentwicklung maßgeblich beeinflussen. Die katholische Kirche in Deutschland ist, ebenso wie die evangelische, sehr reich. Unser Klagen über zumindest zwischenzeitlich zurückgegangene Kirchensteuereinnahmen ist allenfalls ein Klagen auf höchstem Niveau. Die religiöse Infrastruktur ist bestens ausgebaut und dort, wo größere Investitionen notwendig sind, wird selbstverständlich erwartet, dass hierzu Kirchensteuermittel verwendet werden. Unser Kirchensteuersystem führt zwangsläufig und in sich logisch zu einer ausgeprägten Dienstleistungserwartung der Zahler. Hier werden Marktlogiken, die jede/r aus anderen Kontexten kennt und erwartet, auf das System Kirche übertragen.

Diese Erwartung an Kirche als Dienstleister ist nicht unanständig, stellt doch der Aspekt der Dienstleistung ein Wesensmerkmal von Kirche dar (der Geist führt nach Lumen Gentium Nr. 4 „die Kirche in alle Wahrheit ein, eint sie in Gemeinschaft und Dienstleistung, bereitet und lenkt sie durch die verschiedenen hierarchischen und charismatischen Gaben und schmückt sie mit ihren Früchten“). Die Beziehungsaufnahme zur Kirche und zur örtlichen Pfarrei wird ausschließlich individuell und im Regelfall rein biografieorientiert bestimmt. Die Kirche vor Ort ist eine stark bürgerlich geprägte. Ob sich dies durch die von Hennecke beschriebene „Entdeckung“ weiterer kirchlicher Orte verändern wird, ist zumindest nicht absehbar. Trotz unterschiedlicher finanzieller Möglichkeiten ist Deutschland ein eher wohlhabendes Land mit einem in weiten Teilen funktionierenden Sozialsystem. Diese deutsche Wirklichkeit wahrzunehmen kann nur zur Folge haben, lokale Kirchenentwicklung auf dieser Hintergrundfolie zu verstehen und zu realisieren. Meine Grundannahme ist, dass sich nur ein kleiner Teil unserer Katholiken ihrer Taufwürde und des gemeinsamen Priestertums aller Getauften bewusst ist (dies mag ja noch unstrittig sein), darüber hinaus aber auch gar nichts anderes erwartet, will und wünscht.

Renaissance oder neue Wirklichkeit?

Wenn einzelne Gruppen und Personen, Haupt- wie Ehrenamtliche nun für sich unter dem Label lokale Kirchenentwicklung die Volk-Gottes-Theologie neu entdecken, so ist dies im Letzten nichts anderes, was auch in den vergangenen Jahrzehnten immer und überall, mal mehr, mal weniger gut gelungen ist. Die Gemeindeftheologie der 70er/80er Jahre hat auch auf größtmögliche Beteiligung und einen im Alltag spürbaren Glauben gesetzt. Sie verwechselte allerdings seinerzeit das Ziel mit der Form. Ziel war die Beteiligung und Integration in die Gemeinde und nicht die Entdeckung der Taufwürde. Die Kraft des Terminus „lokale Kirchenentwicklung“ liegt womöglich darin, dass Entwicklung nach Neuanfang, Aufbruch und Fortbestand riecht und so einen wohlthuenden Kontrapunkt zur depressiven Grundstimmung vieler Pfarreien bietet. Im Kern steckt in lokaler Kirchenentwicklung aber auch nicht mehr als die Hoffnung der Vergangenheit, Christen mögen ihren Glauben doch stärker zu ihrer eigenen Sache machen. In der Fläche wird diese Hoffnung nicht Bestand haben. Das von Hennecke dargestellte Verständnis von lokaler Kirchenentwicklung trägt meiner Ansicht nach ein Missverständnis in sich. Zum einen weist er zu Recht darauf hin, dass lokale Kirchenentwicklung kein Programm, schon gar kein diözesanes ist, sondern eher eine Haltung zum Ausdruck bringt, gleichzeitig sind die nun verfolgten Instrumentarien (Gabenkurs, Kleiner Kirchenkurs u.ä.) auch wieder nur Handwerkszeug, deren möglichst flächendeckende Verwendung nun die Wende zum Guten bringen soll. Die bereits formulierte Herausforderung sei noch einmal benannt: Darf lokale Kirchenentwicklung anders sein, als sich dies diözesane Teams vorstellen, wünschen und für richtig erachten?

Die Liebe für den kleinen Mann – den Zachäus in uns und anderen neu entdecken

In der Politik ist dann vom kleinen Mann, den kleinen Leuten zu Rede, wenn zum Ausdruck gebracht werden soll, dass der Durchschnittsbürger, Otto-Normal-Verbraucher gemeint ist. Meine vordringliche Sorge gilt diesem Otto-Normalverbraucher-Christ, der sich redlich bemüht, ein anständiger Mensch zu sein und dies aus einem womöglich diffusen, schwer zu formulierenden christlichen Ethos heraus. Er nimmt nur unregelmäßig an der Eucharistie und dem kirchlichen Leben teil, definiert seine Beziehungsaufnahme sehr individuell und ausschließlich biografisch orientiert und erwartet eine zeitliche und personelle Nähe von Kirche, wenn er sie braucht. Entschieden wird die Erwartung der Präsenz, der Nähe zu den Menschen, mit dem Urteil über die Existenzberechtigung der Kirche verknüpft. Die große Herausforderung wird darin bestehen, für so genannte „Dienstleistungschristen“ punktuelle Anknüpfungspunkte zu schaffen, die eine Ahnung davon vermitteln können, was gemeinsames Priestertum aller Getauften in unterschiedlichen Intensitäten bedeuten kann. Helfen hier die Stufen der Evangelisation nach Evangelii Nuntiandi weiter?

Die Neuentdeckung von Evangelii Nuntiandi lohnt auch aus einem anderen Grund. Bereits 1975 hat Papst Paul VI. den Kontext zwischen Taufwürde und Kirchenerneuerung deutlich herausgestellt. „Evangelisieren besagt für die Kirche, die Frohbotschaft in alle Bereiche der Menschheit zu tragen und sie durch deren Einfluss von innen her umzuwandeln und die Menschheit selbst zu erneuern: ‚Seht, ich mache alles neu!‘ Es gibt aber keine neue Menschheit, wenn es nicht zuerst neue Menschen gibt durch die Erneuerung aus der Taufe und ein Leben nach dem Evangelium.“ (EN 18)

Die Bischöfe an ihre Priester – der Unterschied zwischen Wissen und Aktion

Im Herbst 2012 haben die Deutschen Bischöfe einen Brief an die Priester in Deutschland geschrieben. Dieser benennt zwei wesentliche Aufgaben des priesterlichen Dienstes: die Feier der Eucharistie und die Aufgabe, „den vielfältigen Berufungen, Diensten und Charismen im Gottesvolk zu dienen, sie zu wecken, zu begleiten, zu fördern und sie zur Zusammenarbeit und Einheit im Leib Christi zu führen.“ (Brief der deutschen Bischöfe an die Priester 2012, 6) Was macht es so schwierig, die so beschriebenen zentralen Aufgaben des Weiepriesteriums umzusetzen? Womöglich fehlt es an Handwerkszeug, wie das geht, Charismen zu fördern. Dies ließe sich durch eine veränderte Aus- und Fortbildung beheben. Fehlt es an der Einsicht, dass die Begleitung und Förderung der Charismen aller eine zentrale Aufgabe der Priester ist, könnte auch dies durch entsprechende Aus- und Fortbildung, womöglich auch eine veränderte Personalauswahl gelingen. Fehlt es hingegen an Willen, wird es zweifelsohne schwieriger: Dann sind Fragen des Selbst- und Fremdbildes tangiert, Kirchenbilder und Amtsverständnis kommen in den Blick. Gibt es in unseren deutschen Diözesen gemeinsam getragene Überzeugungen zu den zentralen Aufgaben der Priester? Wenn sich das im Brief der Bischöfe an die Priester formulierte Priesterbild nicht zur rhetorisch, sondern faktisch durchsetzen würde, wäre ein entscheidender Schritt auf dem Weg zur Förderung lokaler Kirchenentwicklung getan. Um dem Verdacht der Priesterfixierung und Einseitigkeit zu entgehen, sei nur kurz angemerkt, dass ich hier bei den so genannten hauptberuflichen Laien ebenfalls großen Handlungsbedarf sehe.

Fragen

Anhand einiger Fragen möchte ich abschließend die aus meiner Sicht wesentlichen Aspekte fokussieren.

- Lokale Kirchenentwicklung ist Kärnerarbeit
Lokale Kirchenentwicklung ist, wie jede Pastoral, zunächst einmal Alltagsarbeit mit all ihren kleinen und großen Erfolgen, Schwierigkeiten und geplatzten Hoffnungen. Vor allem ist sie geprägt durch Fleiß, Geduld und Qualität. Sie erschöpft sich nicht in guten Kursangeboten und selbstgenügsamen Gruppen, sondern muss sich im Alltag als tragend erweisen.
- Lokale Kirchenentwicklung ist derzeit ein attraktives Label – es wird Neue geben
Lokale Kirchenentwicklung ist gerade für Diözesen im nordwestdeutschen Raum aktuell ein attraktives

Label, das aus der Lethargie der Struktur- und Finanzdiskussionen herausführt. Was kann dazu beitragen, dass es nicht nur Modeerscheinung bleibt, sondern wirklich zu einem Bewusstseinswandel führt?

- Lokale Kirchenentwicklung muss die volkshkirchliche Realität in weiten Teilen Deutschlands anerkennen
Lokale Kirchenentwicklung muss eine Antwort finden auf differenzierte Erwartungshaltungen, mit denen wir in Deutschland konfrontiert werden. Das Stufenmodell der Evangelisation ist ein denkbarer Anknüpfungspunkt.
- Lokale Kirchenentwicklung ist bürgerlich-intellektuell
Lokale Kirchenentwicklung folgt offensichtlich derzeit einer bürgerlich-intellektuellen Logik. Wie geht lokale Kirchenentwicklung einfach, sinnlich erfahrbar?
- Lokale Kirchenentwicklung und die Gefahr der Exklusivität
Die Selbstverständlichkeit, mit der von Taufwürde und Taufgnade, Teilhabe und gemeinsamem Priestertum gesprochen wird, ist Segen und Herausforderung zugleich. Es entsteht ein eigener Sprachcode der Beteiligten, der – ob gewollt oder ungewollt - auch zu einer neuen Grenzziehung führen kann: Wir als diejenigen, die verstanden haben, wie Kirche auf Zukunft gedacht werden kann und wie sie zu sein hat, und die anderen, die in traditioneller, volkshkirchlich geprägter Struktur von Kirche leben und arbeiten. Auch diese neuen Wege Kirche zu sein (die ja womöglich nur aus einer volkshkirchlichen Perspektive der vergangenen Jahrzehnte überhaupt neu zu nennen sind!) sollten sich der Überraschung und der kirchengründenden Kraft des Hl. Geistes nicht nur rhetorisch bewusst sein.
- Welchen Zeichen der Zeit darf lokale Kirchenentwicklung nicht ausweichen?
Der Grazer Pastoraltheologe Rainer Bucher hat der kirchlichen Organisationsentwicklung die Frage ins Stammbuch geschrieben, ob sie Räume erfahrbarer Gnade eröffnet bzw. die Chancen vergrößert, dass sich solche Räume in der Kirche eröffnen. Die sich hieraus ergebende Herausforderung für die kirchliche Organisationsentwicklung konkretisiert er folgendermaßen: „Ich schlage in diesem Zusammenhang vor, das ‚Kriterium der eröffneten Gnadenchance‘ ... konkret daran zu überprüfen, ob ... die Chance steigt, neue Orte prophetischer Entdeckung der Gnade Gottes für das neue Leben in neuen Geschlechterverhältnissen zu initiieren. ... Die neuen Geschlechterverhältnisse sind ein wirkliches ‚Zeichen der Zeit‘, sie sind daher ein Lackmustest.“ (Bucher 2008, 290f)

Wäre dies auf Zukunft nicht auch ein wichtiges Kriterium von Prozessen lokaler Kirchenentwicklung, ob sie neue Antworten auf die Frage der Geschlechterverhältnisse geben können?

„Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.“
(Hermann Hesse, Stufen)

Diesen Anfangszauber hat lokale Kirchenentwicklung. Sie kann ihn erhalten und verstetigen, wenn sie das bleibt, was sie nach Aussage von Hennecke derzeit ist: Pastorale Werkstatt!
Bereit zur ständigen Überarbeitung, Verbesserung, aber auch zum Verwerfen untauglicher Modelle.

Literatur

Böhnke, Michael / Schüller, Thomas (Hg.), Gemeindeleitung durch Laien. Internationale Erfahrungen und Erkenntnisse, Regensburg 2011.

Bucher, Rainer, Neue Machttechniken in der alten Gnadengestalt? Organisationsentwicklung in der Kirche, in: Dessoy, Valentin / Lames, Gundo (Hg.), „Denn sicher gibt es eine Zukunft“ (Spr 23,18). Strategische Perspektiven kirchlicher Organisationsentwicklung, Trier 2008, 274-291.

Lokale Kirchenentwicklung?!

Pastoraltheologisch-diakonische Assoziationen

Um einem zu engen Verständnis von Pastoral vorzubeugen und die Perspektive für das Verständnis von Pastoral- und Kirchenentwicklung zu weiten, kommentiert Nauer Henneckes Beitrag in Orientierung an diakonischen Dimensionen, die in Einrichtungen und gesellschaftlichen Netzwerken zutage treten und ihrerseits das Verständnis lokaler Kirchenentwicklung prägen.

Der Ruf nach einer zeitgemäßen lokalen Kirchenentwicklung, der bereits über die Bistumsgrenzen von Hildesheim hinaus erschallt, zeugt von unerschrockenem Realitätssinn, Bereitschaft zur Ehrlichkeit, leidenschaftlicher Entschlossenheit und risikobereitem Wagemut. Sowohl die hohe Sprengkraft, als auch die (un-)vermeidlichen Fehlzündungen, die dem pastoralen Grundansatz inhärent sind, lassen sich m. E. aus dem engagierten und kenntnisreichen Werkstattbericht von Christian Hennecke herauslesen. Im Folgenden werden ebenso kurz wie prägnant einige konstruktiv-kritische Assoziationen aus der Perspektive einer hauptsächlich wissenschaftlich tätigen Theologin, die die dynamischen Entwicklungen sozusagen ‚von außen‘ betrachtet, ebenso werkstattmäßig zusammengetragen. Originalwörter und Originalzitate aus dem Bericht werden dabei kursiv hervorgehoben:

Glaubwürdigkeit

Dass die Katholische Kirche sowohl unter Christen als auch unter Nicht-Christen nicht nur durch den Missbrauchsskandal, sondern auch durch eine gefühlte Überwältigung durch Institution und Macht zu Beginn des 21. Jahrhunderts enorm an Glaubwürdigkeit verloren hat, wird ehrlich zugegeben. Erst dieses (Schuld-)Eingeständnis macht es gegenüber heutigen Menschen glaubhaft möglich, öffentlich für eine neue Kultur des Kircheseins zu plädieren und eine Vision erneuerter Kirche zu entwickeln.

Inhalt vor Strukturen

Weil indirekt eingeräumt wird, dass Bistümer mit ihren Pastoralplänen immer in der Gefahr stehen, aufgrund personeller und finanzieller Engpässe stärker auf Strukturplanung als auf inhaltliche Visionen zu fokussieren, gelingt es, glaubwürdig zu versichern, dass im Hildesheimer Verständnis Kirchenentwicklung nicht in erster Linie bedeutet, (z.B. territoriale) Strukturen verändern zu wollen. Deziidiert kann daher behauptet werden, dass Strukturentwicklung nur dann Sinn macht, wenn sie der Ermöglichung der inneren Kirchenentwicklung dient.

Mentalitätswandel

Dass aber eine wirklich visionäre Kirchenentwicklung, die nicht nur die Prophetien des II. Vatikanischen Konzils tatsächlich ernst nimmt, sondern auch bereit dazu ist, weltkirchliche Impulse in den deutschen Kontext zu inkulturieren – was einen umfassenden Bewusstseinsprozess und einen grundlegenden Mentalitätswandel voraussetzt – von so manchen Christen nicht völlig problemlos mit vollzogen werden kann, wird ebenfalls indirekt eingestanden.

Kerngeschäft

Weil sich lokale Kirchenentwicklung ausdrücklich nicht als bloße Gemeindeentwicklung versteht, liegt ihr Spezifikum darin, bereits gelebte Sozialformen von Kirchesein aufzuspüren oder neu zu initiieren, damit ein Netzwerk kirchlicher Sozialformen geknüpft werden kann, in das auch Gemeinden eingeknüpft sind. Diese Sichtweise ist zündend und wegweisend, denn damit werden viele stark säkular geprägte Lebens- und Arbeitsorte wie z.B. sozial-karitative Einrichtungen und Dienste, die oftmals unter dem Generalverdacht stehen, nicht zum ‚Kerngeschäft‘ von Kirche zu gehören, kirchlich aufgewertet.

Kriterien von Kirche-Sein

Wenn ausdrücklich hervorgehoben wird, dass gerade dort, wo Christen sich hautnah auf die Freude und Hoffnung, Trauer und Angst (Gaudium et Spes 1) heutiger Menschen einlassen, es zur Bildung kirchlicher Lebensräume kommt, dann stehen nicht nur Pfarrgemeinden, sondern auch Einrichtungen wie z.B. christliche Krankenhäuser, Altenheime und Hospize mehr denn je vor der Aufgabe, in einfachen Worten sowohl nach innen (Gemeindemitglieder bzw. Mitarbeitende / Führungskräfte) als auch nach außen (Nicht-Christen / Gesellschaft) auf glaubwürdige Art und Weise deutlich machen zu können, wo und wie ‚martyria‘ (gelebte und bezeugte Froh-Botschaft auch in und trotz aller Not), ‚liturgia‘ (Eröffnung heilsamer Erfahrungs- und Feierräume von Gottesnähe), ‚diakonia‘ (solidarisches hilfreiches Für-Einander) und ‚koinonia‘ (wertschätzendes, achtsames Mit-Einander statt machtorientiertes



Dr. Dr. Doris Nauer ist Professorin für Pastoraltheologie und Diakonische Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar (PTHV).

Gegen-Einander) als Grundvollzüge von Kirche-Sein spürbar werden.

Dialogbereitschaft

Wenn dafür plädiert wird, flächendeckend im Volk Gottes eine Kulturpartizipativer Kirchenentwicklung wachsen zu lassen, dann könnte man darin den Versuch sehen, gerade den kirchlichen Grundvollzug der ‚koinonia‘ und damit auch den immer lauter werdenden Ruf vieler (enttäuschter) Katholiken und Katholikinnen nach mehr Dialogbereitschaft der Amtskirche (endlich) ernst zu nehmen. Es kann nicht genug gewürdigt werden, wenn ein Bischof sich selbst und seine Mitarbeitenden auf ein genaues Hinhören auf das, was das Volk Gottes glaubt und ersehnt (inklusive dem, was sich empirisch darüber erheben lässt) verpflichtet und ein lernbereites Aufeinanderhören, das erst die Voraussetzung dafür schafft, gemeinsam neue Aufbrüche zu entdecken und wachsen zu lassen, als Leitlinie ausweist.

Professioneller Rollenwandel

Dass eine verstärkte Wertschätzung des Mit-Einanders notwendigerweise auch dazu führt, eine Neubestimmung des Verhältnisses von Klerikern und Laien, von Haupt- und Ehrenamtlichen, von Männern und Frauen vornehmen zu müssen, ist unvermeidlich, aber anscheinend (vielleicht nicht primär aus machtpolitischen, sondern aus theologischen und kirchenrechtlichen Gründen) noch nicht konsequent zu Ende gedacht. Pfarrer in der Rolle von ‚Kirchenorte-Verknüpfern‘, ‚Netzwerkern‘, ‚facilitators‘ und ‚enablers‘ zu sehen, entspricht zwar dem anvisierten Kirchenmodell. Ist diese Aufgabenstellung aber von Pfarrern, die oftmals durch liturgische Dienste bereits vollkommen ausgelastet sind, unter den jetzigen Rahmenbedingungen überhaupt leistbar? Oder ist mit dem neuen Kirchenentwicklungsverständnis vielleicht sogar der ‚kairos‘ gerade für Pfarrer angebrochen, in der Nachfolge Jesu Christi stärker diakonisch eingefärbte Frei- und Experimentierräume zu entdecken und in der Folge dem Volk Gottes mehr Verantwortung im liturgischen Bereich sowie im Blick auf Gemeindeleitung zu übertragen?

Ehrenamtlicher Rollenwandel

Wenn das ganze Volk Gottes charismenorientiert aktiv in den Kirchenentwicklungsprozess einbezogen werden soll, dann sind die Position und das Aufgabenfeld ehrenamtlich Engagierter vollkommen neu zu durchdenken. Dabei geht es nicht nur darum, das Klischee der (ausnutzbaren) Helferrolle für Hauptamtliche zu überwinden, sondern auch darum, (Weiterbildungs-)Modelle zu konzipieren, die Ehrenamtliche darin unterstützen, ihr christliches Gottes- und Menschenbild kontinuierlich weiterzuentwickeln, ihre Tätigkeit als Konsequenz ihres christlichen Glaubens zu begreifen, ihre Teamfähigkeit zu stärken und sich spezifische Fähigkeiten anzueignen, die sie für ihren spezifischen Tätigkeitsbereich benötigen, um darin persönlich aufzublühen und ihren Mitmenschen keinen (zusätzlichen) Schaden zuzufügen.

Begeisterte und in-spirierte Nicht-Christen

Die für Kirchenentwicklung notwendige Konzentration auf getaufte Christgläubige, deren Charismen zu entdecken und deren Mitverantwortung für Kirche-Sein zu stärken sind, wodurch ihre Position gerade gegenüber kirchlichen Amtsträgern deutlich gestärkt wird, provoziert trotz aller positiven Würdigung eine schwierig zu lösende Frage: Welche Bedeutung haben Nicht-Christen, die z.B. an kirchlichen Orten wie einem katholischen Krankenhaus tätig sind, für die Kirchlichkeit, sprich: für die christliche Profilierung des Hauses? Liegt die Verantwortlichkeit dafür ausschließlich bei denen, die sich als Mitglieder der Katholischen Kirche ‚outen‘? Oder verlangt nicht gerade das christliche Menschenbild, in dem prinzipiell alle Menschen als zutiefst spirituelle Wesen, die Gott (un-)bewusst in ihrem Lebens- und Arbeitsalltag spüren können, gesehen werden, anzuerkennen, dass prinzipiell alle Menschen gottgewollt dazu in der Lage sind, kirchliche Orte begeistert als Werk des Heiligen Geistes mit aufzubauen und mitzutragen?

Bewährtes bewahren und Neues wagen

Der Hinweis darauf, dass an den verschiedenen Orten geprägter Kirchlichkeit unterschiedliche Formen und Gestalten christlicher Spiritualität gelebt werden (dürfen), stärkt gerade auch haupt- und ehrenamtlich tätige Seelsorger/innen in kategorialen Arbeitsfeldern wie Krankenhäusern, Altenheimen, Gefängnissen, Militär oder Schulen den Rücken. Sie werden nicht nur dazu ermutigt, vor Ort immer wieder den Mittelweg zu finden zwischen „Bewährtes zu bewahren und Neues zu wagen“, sondern auch dazu, ihre Erfahrungen, ihr „trial and error“ in das große Netzwerk der Kirche einzuspielen, damit die verschiedenen Kirchenorte tatsächlich voneinander lernen können.

Geist-gewirkte Dynamik

Das im Werkstattbericht erläuterte Verständnis von Kirchenentwicklung besticht durch die geistgewirkte Dynamik, die ihr unterstellt wird. Dem Geist Gottes wird zugetraut, Raum für Neues zu eröffnen und einzelne Menschen (vor Ort und in Leitungsverantwortung) so zu begeistern, dass diese in-spiriert neu entstehende Kirchenorte entdecken und sie auf der Basis unterschiedlicher Charismen gemeinsam weiterentwickeln. Da aber Heiliger Geist (die ruach) weht, wo immer sie will und von Urzeiten an nicht gerade für Systemstabilisierung, sondern für kritische Plausibilitätenhinterfragung, kreative Neuschöpfung und konstruktive Weiterentwicklung steht, muss durchaus damit gerechnet werden, dass im Aufbruch auch Manches (lieb Gewonnene und Gewohnte sowohl vor Ort als auch auf Dekanats-, Bistums- und Ordinariatsebene) wortwörtlich zu Bruch geht, um Neuem Platz zu machen.

Unterscheidungskriterien

Im Modell partizipativer Kirchenentwicklung wird vorausgesetzt, dass es Menschen möglich ist zu erkennen, welche Dynamiken als geistgewirkt einzustufen sind und welche nicht. Die inhaltlichen Kriterien jedoch, die anzulegen sind, um die anvisierte gemeinsame geistliche Unterscheidung vornehmen zu können, bleibt sowohl der Werkstattbericht als auch der offizielle Text ‚Lokale Kirchenentwicklung. Orientierungen‘ schuldig. Hier liegt m.E. das größte Potential für Fehlzündungen! So mitreißend es ist, pneumatologisch zu argumentieren, so nachteilig ist es auch, theologisch eindimensional den Heiligen Geist derart ins Zentrum zu rücken. Erst dann nämlich, wenn die ganze (trinitarische) Komplexität des jüdisch verwurzelten christlichen Gottesbildes in den Blick genommen wird, lassen sich inhaltliche Unterscheidungskriterien identifizieren. Zur Kriteriengewinnung braucht es daher eine klare Rückbesinnung nicht nur auf die Erwartungen, die der seit Jahrtausenden bezeugte Schöpfer-, Richter- und Befreiergott an alle Menschen stellt, die sich auf ihn berufen wollen, sondern auch eine ebenso klare Rückbesinnung auf das zwischenmenschliche Handeln und die ‚Reich Gottes‘-Botschaft Jesu, den Christen bis heute als den Christus, den Erlöser aller Menschen bezeugen.

Selbst-Evangelisierung

Lokale Kirchenentwicklung (inkulturierte und lebensraumorientierte Ekklesiogenese), die auf die Charismen des Volkes Gottes setzt, lässt sich mit Hilfe des Jesaja-Zitates („Seht her, nun mache ich etwas Neues“) als gottgewollt und innovativ ausweisen. Im Grunde handelt es sich jedoch nicht um die Entdeckung von etwas wirklich Neuem, sondern eher um eine Form von radikaler, d.h. an die Wurzeln gehender Selbst-Evangelisierung im Sinne einer Rück-Besinnung und Wieder-Entdeckung von etwas, was unter Christen und Christinnen vor langer Zeit selbstverständlich war.

Behutsamkeit und die Unterscheidung der Geister

Das Bistum Aachen ist bereits seit längerem auf dem Weg der Erneuerung der Kirche und der Pastoral. Aus der Sicht und im Blick auf die Situation und die Erfahrungen in diesem Bistum kommentiert Körber den Werkstattbericht „Lokale Kirchenentwicklung“ von Christian Hennecke.

1. Lokale Kirchenentwicklung und das Bistum Aachen

Christian Hennecke beschreibt die Rede von der „Lokalen Kirchenentwicklung“ als schillernden Begriff, der gerade deswegen eine hohe Resonanz erfährt, weil er Entwicklungspotenziale der Kirche am Ort frei setzt, die jenseits von Strukturreformen liegen und so einen geistlichen Prozess des Kirchewerdens vor Ort ermöglichen.

Das Sympathische an dieser Rede ist ihre Behutsamkeit. Sie würdigt viel Unscheinbares, das vor Ort geschieht. So ist wohl auch nichts gegen die mit dem Begriff implizierten Attribute wie plural, geistgewirkt, partizipativ, charismenorientiert und gegen das Gemeinsame Priestertum aller Gläubigen zu sagen. Im Kern, so scheint es mir, umreißt der Begriff „Lokale Kirchenentwicklung“, wie er hier verwendet wird, eine aktuell mögliche Option von christlicher Gemeinde.

Im Bistum Aachen gibt es Bemühungen zur Konkretisierung einer solchen Option. Die Diözese schafft Rahmenbedingungen, die dann vor Ort Entwicklungen im oben skizzierten Sinn ermöglichen sollen. Hennecke nennt dies die Ermöglichung einer inneren Kirchenentwicklung. Wobei auch klar ist, dass die Möglichkeiten vor Ort aufgegriffen werden müssen. Da ist es sicher hinderlich, dass dieselben Akteure, die die Strukturreform zu verantworten haben, nun auch als Verantwortliche für die Rahmenbedingungen eines solchen inhaltlich-geistlichen Prozesses fungieren. Aber immerhin: An einigen Orten im Bistum gibt es lokale Kirchenentwicklung im hier skizzierten Sinn. Folgende Rahmenbedingungen wie auch die ausgeführten strategischen Beispiele wirken sich dabei förderlich aus.

1. Im Bistum Aachen kennt man verschiedene Formen der Leitung von Pfarreien, so nach § 517,2 CIC in Form der Gemeindeleitung in Gemeinschaft und in der Linie der Équipes von Portiers.
2. Es gibt Beauftragungen für ehrenamtliche Gemeindemitglieder zur Leitung von Wort-Gottes-Feiern. Diese dürfen auch am Sonntag stattfinden. Ebenso gibt es eine Beauftragung zur Leitung von Begräbnissen, nicht nur für Haupt-, sondern auch für Ehrenamtliche.
3. Aufgrund der langen Tradition der katholischen Verbandsarbeit gibt es eine hohe Wertschätzung von Selbstorganisationsprozessen. Eine Vielzahl von Initiativen und Projekten machen das kirchliche Leben vor Ort aus. Sie erfahren unterschiedliche Formen der Unterstützung durch die Bistumsebene. Im Sinne einer Bündelung, Ermutigung und theologisch-spirituellen Fundierung korrespondieren Bistumsaktionen wie „Gotteswort am Menschenort“ in 2009 oder aktuell „Zu Tisch – mit Gott und der Welt“ (www.zutisch2013.de) mit diesen Praxisorten und wirken Netzwerke bildend.
4. Diakonisches Handeln stellt einen Schwerpunkt kirchlicher Arbeit im Bistum dar. Viele kirchliche Projekte sorgen dafür, dass Leben vor Ort besser gelingt. Dazu gehören Nachbarschaftsläden, Einrichtungen der offenen Jugendarbeit, Arbeitsloseninitiativen, Tafeln, Beratungsstellen u.v.m. Ihnen bzw. den Christinnen und Christen, die dieses Wirken ermöglichen, gehört eine besondere Aufmerksamkeit. Solche Orte zu flexiblen Orten des Kircheseins weiterzuentwickeln und ihre Vernetzung zu fördern, ist eine wichtige diözesane Aufgabe.

Beispiel: Soziales Kundschaften. Das Forum Diakonische Pastoral im Bistum Aachen

Kundschaften ist ein starkes Bild, das die verschiedensten Vorstellungen weckt: vom Spion, der einen zweifelhaften taktischen Vorteil sucht, bis hin zum Späher bei Karl May, der gutes Land für seine Herde zu finden hofft. Im Bistum Aachen hat Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff in den „Leitlinien der Pastoral in den Gemeinschaften der Gemeinden des Bistums Aachen“ (GdG) den ausdrücklichen Wunsch formuliert, dass auf der Ebene der Kirche am Ort auch Kundschafter für „soziale Not“ in den Pastoralteams oder per Beauftragung besetzt werden. Das Forum Diakonische Pastoral hält diesen Gedanken im Bistum wach. Dem Forum gehören Vertreter der Hauptabteilung Pastoral / Schule / Bildung des Bischöflichen Generalvikariats, des Caritasverbandes für das Bistum Aachen und des Diözesanrats der Katholiken an. Kundschafter sollen die Widerstände und Veränderungsprozesse einer Gesellschaft widerspiegeln. Sie halten so ihren ‚Auftraggeber‘ selbst lebendig und fordern ihn dazu heraus, die Erkundungen aktiv zu deuten und Veränderungen zuzulassen. Diese Idee des Kundschaftens kann als wesentliche Ausformung des Diakonie-Begriffs verstanden werden, unter dem das Forum Diakonische Pastoral im Jahr 2009 seine Arbeit aufgenommen hat. Das Interesse für das Kundschaften ist im Bistum rege: Zu Recht gibt es aber Stimmen, die sagen:



Dr. Manfred Körber arbeitete als Referent mit Schwerpunkt in der diakonischen Pastoral und der Betriebsseelsorge. Seit 2001 ist er Leiter der Abteilung Grundfragen und -aufgaben der Pastoral im Bischöflichen Generalvikariat Aachen.

„So etwas machen wir schon immer“. Gleichwohl ist der Wunsch des Bischofs, Kundschafter-Rollen zu besetzen, Motivation und Legitimierung zugleich, im jeweils eigenen Sozialraum genau hinzusehen. Aktuell ist eine niedrighschwellige Mitmachaktion in Vorbereitung, bei der sich Kundschafterinnen und Kundschafter für Soziales öffentlich bekennen und so die Idee des Kundschaftens im Bistum weitertragen.

2. Berufung ernst nehmen

Schon dieser kurze Aufriss zeigt, dass lokale Kirchenentwicklung mehr sein muss und im Bistum Aachen auch mehr ist, als lokale Gemeindeentwicklung. Bei lokaler Kirchenentwicklung muss es darum gehen, wie Kirche am Ort präsent ist. Gemeinde ist hier aber nur eine Teilwirklichkeit und wird zukünftig auch nicht die bedeutsamste Form der Kirche am Ort sein. Gefährlich wird der Begriff sogar dann, wenn er auf die „kleine Herde“ als Zukunftsmodell setzt und keine Energien dahingehend entfaltet, darüber nachzudenken bzw. daran mitzuwirken, wie unter heutigen und zukünftigen Bedingungen Volkskirche aussehen kann.

Beispiel: „Lebendige Schätze im Bistum Aachen“

Seit 2005 (aus Anlass des 75-jährigen Bistumsjubiläums) zeichnen der Bischof und der Diözesanrat „Lebendige Schätze“ im Bistum aus. Aktuell werden jährlich vier Projekte ausgewählt. Ihnen ist ein hohes qualifiziertes und verbindliches Engagement von Ehrenamtlichen gemeinsam. Die Preisverleihung findet vor Ort statt, so entstehen durch die Besuche von Vertreterinnen und Vertreter des Bistums und des Diözesanrats Begegnungen in den Projekten. Durch die öffentliche Würdigung des kirchlichen Wirkens gelingt es, gesellschaftlich im Gespräch zu bleiben, persönliche Kontakte zu knüpfen, ehrliche Worte auszutauschen und sich gemeinsamer spiritueller Grundlagen zu vergewissern. Durch die wertschätzende Wahrnehmung trägt die Aktion zur Förderung der Bistumsidentität bei. Wenn mit der Auszeichnung auch keine finanzielle Zuwendung verbunden ist, so enthebt dies die Verantwortlichen auf Bistumsebene nicht davon, gute Rahmenbedingungen für die Zukunft der „lebendigen Schätze“ zu schaffen. Die Aktion steht für eine gelungene Kommunikation in der Umbruchssituation einer deutschen Ortskirche. Die vertraute Gestalt von Kirche, wo auf die pastoralen Bedürfnisse mit hauptamtlichen Diensten geantwortet wurde, ist bereits Vergangenheit und der mühsame Lernprozess des Umdenkens auf eine ungewisse Zukunft befindet sich in vollem Gang. Kirche wird hier als Netzwerk von Aktivitäten – von „Lebendigen Schätzen“ – erfahrbar. Mit dem Leitbild von „Kirche als sozialem Netzwerk“ (Michael Hochschild) bietet die Aktion darüber hinaus eine konkrete Sozialform von Kirche an, die sowohl an die Gesellschaftsverhältnisse anknüpft, als auch tauglich ist, die Einheit von Kirche sichtbar zu machen.

In der Linie des II. Vatikanischen Konzils hat jeder Mensch von Gott her eine Gottesbeziehung. Das Volk Gottes ist mehr als die Gemeinde. Es umfasst alle, die ihrer Berufung folgen. Damit wird der Berufungsbegriff zentral für Kirchenentwicklung und zwar in dem Sinne, dass die Kirche ihre Sendung als „Zeichen und Werkzeug“ so verwirklicht, wozu die ganze Menschheit berufen ist: in der „innigsten Vereinigung“ mit Gott zu leben – zum Segen aller. Das Wirken der Kirche entfaltet sich daher überall dort, wo Menschen ihre Berufung leben – nicht nur die Getauften, sondern das ganze Volk Gottes.

Im Gemeindebegriff sah die Würzburger Synode die Konkretisierung der Impulse des Konzils. Er bot die Struktur, wie die konziliare Theologie der Kirche als Volk Gottes, des Priesters in seinem Dienstamt sowie der Kirche als Heilssakrament am besten konkretisiert werden konnte. Ohne die möglichen Gründe hier zu diskutieren, steht fest, dass diese Entwicklung viele positive Impulse angestoßen hat, aber zu einer Milieuerengung der Gemeinden und zur Beschäftigung mit sich selbst führte.

Lokale Kirchenentwicklung muss daher an der befreienden theologischen Rede vom Volk und vom Reich Gottes anknüpfen. Sie muss in diesem Sinne einen „Aufbruch wagen“. Dazu braucht lokale Kirchenentwicklung den Blick auf den Lebensraum. Gemeindeentwicklung ist dann Kirche entwickelnd, wenn sie Teil eines Netzwerkes vor Ort ist, das nahe an den Menschen „dran“ ist und dies zu einem gelingenden Leben beiträgt.

Einen solchen Entwicklungsprozess wird es aber nicht ohne Krisen und Konflikte geben. Diese Kategorien vermisse ich gänzlich im hier vorgestellten Konzept von „Lokaler Kirchenentwicklung“. Wohl nicht nur für das Bistum Aachen kann man sagen, dass bestimmte Veränderungsoptionen ja nicht durch Einsicht entstanden sind, sondern Antworten auf Krisen waren oder Errungen wurden von Pionieren, charismatischen Persönlichkeiten und Visionären. Das geschah und geschieht oft auch mit vielen persönlichen Niederlagen und Opfern. Hier gründen auch tiefe religiöse Erfahrungen. Davon gilt es zu reden, wenn man von „Entwicklung“ spricht, denn der Begriff beinhaltet die Gefahr, Auseinandersetzungen und Machtkämpfe zu negieren.

Im Bistum Aachen zumindest gibt es Beispiele, wo Konflikte Gemeinden zu zerreißen drohen, wo kleine Gemeinschaften um Anerkennung kämpfen, wo politisches Engagement in der Gemeinde nicht mehr sein darf und wo Hauptberufliche und Ehrenamtliche sich Machtkämpfe liefern. Insofern stimmt es mich grundsätzlich nachdenklich, wenn nun Bischöfe und Priester die Bekehrung der Hauptamtlichen wie Ehrenamtlichen predigen und im Auflösungsprozess traditioneller Kirchenstrukturen plötzlich das Vertrauen auf die Wirkung des Geistes die Zukunft erbringen soll. Und wer sagt, wo und wie dieser Geist wirkt?

Den Geist als treibende Kraft von Kirche zu benennen bedeutet eben auch, in die Unterscheidung der Geister einzutreten. Diese Auseinandersetzung wird für die Kirchenentwicklung existenziell, und sie kommt mir bei der Rede von „fresh expressions of church“ der Anglikanischen Kirche etc. zu kurz.

Auch darf nicht naiv auf die Weltkirche und ihre Impulse geschaut werden. Die Unterschiede zwischen Nord und Süd werden, so die Prognose der Soziologen, zunehmen, nicht nur in ökonomischer, sondern auch in religiös-kultureller Hinsicht. Fragen der religiösen Toleranz, der Religionsfreiheit, des Verhältnisses von Glaube und Vernunft sowie von Kirche und Demokratie stehen auf der kirchenpolitischen Tagesordnung gerade auch in der Kirche am Ort, man denke nur an den Moscheebau um die Ecke. Eine entsprechende Warnung spricht der amerikanische Religionsphilosoph Marc C. Taylor aus, wenn er sagt, dass es selbst in den liberalen Hochburgen der „Religious Studies“ zu neuen Formen einer „religious correctness“ kommt: „Je religiöser Studenten werden, desto weniger sind sie bereit, sich einer kritischen Reflexion ihres Glaubens zu stellen und desto entschiedener wehren sie alle Zweifel und Fragen ab, die aus den verschiedenen historischen, soziologischen und psychologischen Perspektiven an ihre Glaubensrichtungen herangetragen werden“ (Beck 2008, 215).

Insofern benötigen Konzepte lokaler Kirchenentwicklung die Unterscheidung der Geister. Hier kann auf den Reichtum der ignatianischen Tradition zurückgegriffen werden. Alle Unterscheidung der Geister, so sinngemäß Karl Rahner, ist im Letzten nicht eine Unterscheidung der Antriebe des eigenen Herzens auf Grund allgemeiner sittlicher Maßstäbe, sondern das Horchen auf das Befehlswort Gottes, das Suchen und Finden des freien Willensbefehls des persönlichen Gottes an den Menschen in seiner konkreten Situation. Und als Übermittler dieses Befehlswortes Gottes gelten für Ignatius Vernunft, Glaube, Kirche, gesellschaftliche Ordnung und Autoritäten (vgl. Keller 1978, 50). Eine der Vernunftprüfung entzogene Spiritualität jedenfalls hält einer Unterscheidung der Geister nicht stand.

Hier weiterzudenken ist eine elementare Aufgabe lokaler Kirchenentwicklung. Denn in der Unterscheidung der Geister kann jene Kirchenkultur gewonnen werden, die Dialog, Entscheidungen, Verweigerung und Sanktion ermöglicht, die eine kirchliche Konfliktkultur – gerade auch vor Ort – schafft.

Beispiel: „Verantwortung teilen“

Das Bistum Aachen will in Zukunft Ehrenamtliche stärker für die Verantwortungsübernahme in leitenden Teams und Gründungsinitiativen gewinnen, ausbilden und kontinuierlich unterstützen. Hierzu wurde im Mai 2013 ein Kooperationsprojekt mit dem Zentrum für angewandte Pastoralforschung des Lehrstuhls für Pastoraltheologie an der Ruhr-Universität Bochum gestartet. Eine Mitarbeiterin des Instituts wird gemeinsam mit einer diözesanen Begleitgruppe konkrete „Unterstützungs-Tools“ für Ehrenamtliche, die in vielfältiger Weise Verantwortung wahrnehmen – etwa in den c. 517 § 2 CIC geleiteten Pfarreien, als Mitglied in den neu zu wählenden GdG-Rats-Vorständen oder auch als LeiterInnen von Gemeinde-Neugründungen und anderen pastoralen Initiativen entwickeln.

Nach einer Phase der Wahrnehmung und Ermittlung konkreter Fortbildungsbedarfe (April bis Juli 2013) werden in einer zweiten Phase (August bis Dezember 2013) Fortbildungsmodul für Ehrenamtliche in Verantwortungsfunktion entworfen. Dabei wird eine enge Abstimmung mit der Fortbildung für das pastorale Personal angestrebt.

3. Der „vermisste“ Gott

Lokale Kirchenentwicklung meint einen Prozess großer Ungleichzeitigkeiten und einen langen Weg, wie Hennecke betont. Ich würde ergänzen wollen, dass es ein Prozess mit offenem Ausgang ist.

Neue Entwicklung ist immer auch umfängen von der Erfahrung der Krise. Ohne diese bräuchte es keine neue Entwicklung. Das Verstehen der Krise ist der Ausgangspunkt für Entwicklung. Konkret: Das Christentum in Europa befindet sich in einem Abstiegsprozess. Akzeptiert man diese Situation, in die die Kirche als „Zeichen und Werkzeug“ gestellt ist, dann akzeptiert man, dass Gott heute nicht in einer spirituellen Sondermitteilung, sondern im Schweigen und der Abwesenheit und in offenen Entwicklungsprozessen zu uns spricht. Kirche ist und wird mehr denn je zum Glaubensraum des vermissten Gottes (vgl. Hoff 2013).

Die Krise in solcher Weise zu begreifen verbietet pastoralen Aktivismus und ermöglicht Gelassenheit, aus der heraus sich etwas Neues entwickeln kann. Hier kann daran angeknüpft werden, wie Menschen versuchen, Lebenskrisen zu bewältigen. Bei solchen Krisen ziehen sich manche zurück, andere suchen die Gemeinschaft. Enge wie entfernte Freunde, Arbeitskolleginnen und -kollegen werden als Gesprächspartner zum Verstehen der Krisensituation gebraucht. Alte und neue Orte sind wichtig. Altes kann hier erinnert werden, Halt wird gefunden. Neue Orte signalisieren neue Möglichkeiten und geben Orientierung. Im professionellen Rat und ggf. im Ritual gelingt Loslösung und der Sprung aus dem Krisenhaften hinaus auf neuen Boden, dem man bestenfalls lernt zu trauen. Alles Handeln steht plötzlich unter dem Vorbehalt, dass doch eine Lösung um die Ecke kommt, mit der man nicht gerechnet, die man nicht geplant hat. Königsauswege werden so verworfen, Leben und Zukunft ereignen sich pragmatisch, zeigen sich als fragil, als etwas, dem es neu zu trauen gilt.

Literatur

Beck, Ulrich, Der eigene Gott. Friedensfähigkeit und Gewaltpotential der Religionen, Frankfurt/M. 2008.

Wenn das die Substanz lokaler Kirchenentwicklung ist, dann wird die Kirche als für das Leben hilfreich erfahren. Dann gibt es für sie eine Zukunft vor Ort – in und jenseits von Gemeinde. Hier sei an die Worte von Dietrich Bonhoeffer erinnert: „Die Kirche kann ihren eigenen Raum auch nur dadurch verteidigen, dass sie nicht um ihn, sondern um das Heil der Welt kämpft. Andernfalls wird die Kirche zur ‚Religionsgesellschaft‘, die in eigener Sache kämpft, und damit aufgehört hat Kirche Gottes in der Welt zu sein. So ist der erste Auftrag an die, die zur Kirche Gottes gehören, nicht etwas für sich selbst zu sein, also etwa eine religiöse Organisation zu schaffen oder ein frommes Leben zu führen, sondern Zeugen Jesu Christi an die Welt zu sein.“ (Bonhoeffer 1998, 49f)

Bonhoeffer, Dietrich, Ethik (DBW 6), Gütersloh 1998.

Hoff, Gregor Maria, Sentire cum ecclesia, Vortrag bei der ADDES-Studententagung 2013 in Aachen.

Keller, Albert, Zur „Unterscheidung der Geister“ in den ignatianischen Exerzitien, in: Geist und Leben 51 (1978) 38–54.

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Redaktion

Lokale Kirchenentwicklung in der Praxis – Bericht aus der „Werkstatt“ einer Nürnberger Kirchengemeinde

Ohne es zunächst so zu nennen, haben sich Christen einer Kirchengemeinde in einem Hochhausbezirk bereits seit längerem auf den Weg einer „Lokalen Kirchenentwicklung“ gemacht. Sie schildern ihr Suchen nach einer neuen Gestalt von Kirche, die im Blick auf die Situation vor Ort und in der Zeit wächst.

Die Vorgeschichte

Die Kirchengemeinde Menschwerdung Christi im Süden Nürnbergs (Stadtteil Langwasser) gehört zur Diözese Eichstätt. Das Kirchenzentrum entstand vor 40 Jahren mitten im Birkenwald für gut 5.000 Katholiken. Viele von ihnen waren Spätaussiedler, vornehmlich aus Oberschlesien und dem Sudetenland. Die Kirche selbst wurde bewusst als „Haus unter Häusern“ konzipiert, um die Nähe Gottes zu den Menschen vor Ort anzuzeigen. Als 1971 die Pfarrkuratie zur Pfarrei erhoben wurde, gab der damalige Bischof Brems zu bedenken, dass der Priestermangel drängender werde (im selben Jahr wurden in Eichstätt keine Neupriester geweiht), die Kooperation mehrerer Gemeinden bedacht und die Definition der „Pfarrei“ den neuen Umständen angepasst werden müsse. Aber niemand sah sich damals veranlasst, die Neugründung zu hinterfragen. Und niemand dachte an Lokale Kirchenentwicklung. Es war nahezu selbstverständlich, dass in die Nachbarschaft der neuen Hochhäuser und Wohnsiedlungen eine Kirche gehört. Das Kirchenzentrum sollte Lebenszentrum sein. „Von der Wiege bis zur Bahre“, so das Motto des Gründungspfarrers. In Kindergarten, Jugend- und Pfarrheim, im Gottesdienstraum und der angrenzenden Seniorenwohnanlage sollten Menschen lebenslang Heimat finden. Die Räume und ihre Ausstattung ermöglichten Begegnung, Gemeinschafts- und Gemeindeerfahrung. Man konnte den Eindruck gewinnen, das Leben in der neu gegründeten Pfarrei würde wie von selbst heranwachsen, Kirchenzugehörigkeit und Glaube sich automatisch einstellen. Die Frage nach der Entwicklung des Einzelnen, von der Kirchenzugehörigkeit hin zum persönlichen Kirche-Sein, stellte sich nicht. Auch ahnte damals niemand, dass sich die Katholikenzahl bis zum Jahr 2013 fast halbieren und das Bedürfnis nach aktiver Gemeindemitgliedschaft proportional dazu abnehmen würde. Unser Grundsatz heute: Die Situation nehmen, wie sie ist, und sie als Anruf Gottes verstehen! Wir versuchen gemeinsam zu hören, was der Geist Gottes der Gemeinde heute sagt. Daraus ziehen wir Konsequenzen und entwerfen pastorale Wege – seit nunmehr elf Jahren.

„Baue meine Kirche wieder auf!“ Die Nachbildung des Kreuzes von San Damiano in der Seitenkapelle unserer Kirche erinnert uns immer wieder an Christi Auftrag an Franziskus. Da die äußeren Gemeindebauten stehen, konzentrieren wir uns auf die „Innenräume“ im Menschen. Wir investieren in Motivation, Schulung und Begleitung von Frauen, Männern, Jugendlichen und Kindern und verfolgen mit Leidenschaft die spirituelle Vertiefung der Gemeindemitglieder. Die Mitglieder des Pfarrgemeinderates treffen sich monatlich und verstehen sich als pastorales Team, das Prozesse in Richtung „zukunftsfähiger Kirche“ initiiert. So wurde z.B. das Gemeindeleitbild „...damit sie das Leben haben“ (Joh 10,10) gemeinsam entwickelt. Hieraus ergeben sich immer wieder Impulse, wie Jahresthemen und Veranstaltungen der unterschiedlichen Gruppen inhaltlich zu füllen sind. Nach dem intensiven Weg der vergangenen elf Jahre merken wir aber auch, dass eine gewisse Gewöhnung, Selbstverständlichkeit und auch Müdigkeit der Engagierten einsetzt. Oder ist es ein wohlverdientes Atemholen? Ja, es scheint wichtig, inne zu halten, Rast zu machen, sich des gegangenen Weges zu erinnern und die Wegerfahrungen mit denen zu teilen, die vermehrt danach fragen. Diese Nachfragen kommen meist von weiter her. Das Interesse der unmittelbaren Umgebung oder auch der Diözesanleitung hält sich dagegen sehr in Grenzen.

1. Lokale Kirchenentwicklung verstehen

In seinem Artikel „Was meint Lokale Kirchenentwicklung?“ beschreibt Christian Hennecke Markierungspunkte Lokaler Kirchenentwicklung, Schritte des Verstehens und Gehens. Die einzelnen Stationen bebildern wir im Folgenden mit der konkreten Praxis der Gemeinde Menschwerdung Christi in Nürnberg-Langwasser.

- Wahrnehmen lernen: gemeinsame Prozesse geistlicher Unterscheidung einüben
Wahrnehmen lernen beginnt damit, den bisherigen Weg der Gemeinde zu achten und zu würdigen. Für das „Weitergehen“ braucht es dann Menschen, die Sehnsucht haben, Neues zu entdecken und Neues zu wagen. Und es braucht einige wenige Menschen, die Schritte vorausgehen können, weil sie bereits Wegerfahrungen mitbringen. Es braucht die Solidarität eines Teams, das sich im Hören auf den Geist führen lässt und bereit ist, als Kundschafter das Neue Land zu entdecken. Es braucht Mut und Offenheit, die Zeichen der Zeit zu erkennen und zu deuten. Was finden wir vor? Worauf macht uns



Thaddäus Posielek und Rebekka Chiara Hengge sind seit 2002 Pfarrer und Gemeindefereferentin der Pfarrei Menschwerdung Christi in Nürnberg-Langwasser.

Gott aufmerksam? Wie können wir darauf antworten? Für uns war zu Beginn des „Neuen Weges“ zentral, möglichst vielen Menschen in der Gemeinde und darüber hinaus eine geistlich-spirituelle Erfahrung zu ermöglichen.

- Geistliche Vertiefung
Glaubensseminare, Bibelkreise und neue Gottesdienst- und Verkündigungsformen ließen Gottesbeziehung, Glaubenswissen und Gemeindeidentität wachsen. Zu nennen sind hier z.B. Segnungsgottesdienste, Firm- und Tauferneuerung, die Aufführung biblischer Musicals im Zusammenwirken mehrerer Generationen, Kunstausstellungen in der Kirche und ihre geistliche Rezeption, ein gemeinsam geschaffenes Gemeindegemeinschaftskreuz, ein dreibändiges, von vielen Gemeindegliedern geschriebenes und gestaltetes Sonntagsevangelium, Kunstprojekte zur Gestaltung der Altarrückwand, ein selbstverfasstes Gemeindegebet und vieles andere mehr.
- Gemeindeleitbild
Der Gemeindegemeinschaftsname „Menschwerdung Christi“ ist uns Berufung und Auftrag. Wir haben ihn ausbuchstabiert im Gemeindeleitbild. Christus zu (be-)kennen und ihn von ganzem Herzen zu lieben, in jedem Menschen seine Gegenwart zu suchen und in seinem Namen Geschwisterlichkeit zu leben, das erkennen wir als weg- und handlungsweisend.
- Gemeinschaft im Heiligen Geist
Zweimal jährlich finden Treffen mit der Geistlichen Gemeinschaft Lumen Christi aus Mailingen im Ries statt. Gemeinde und Gemeinschaft tauschen sich aus, hinterfragen und bestärken sich gegenseitig und vergewissern sich ihres je eigenen Glaubensweges.
- Glocken-Namen und Glockenzier
Ganz bewusst haben wir unseren vier Glocken ein „Programm“ gegeben, an das sie uns bei jedem Läuten erinnern: Christus, Heiliger Geist, Communio (Gemeinschaft), Ökumene und Frieden lauten ihre Namen.

2. „Kirche wohin? Schritte im Heute für Morgen“

... war das Thema des zweitägigen „Apostelkonzils 2012“ in unserer Gemeinde:

Über 90 Teilnehmer trugen ihre Impulse, ihre Fragen und Antworten für die Kirche der Zukunft zusammen. „Kirche wohin?“, diese Frage beschäftigt uns jeden Tag aufs Neue. Das Ausschauhalten nach Gottes Zukunft für unsere Gemeinde Menschwerdung Christi und die Kirche im Stadtteil Langwasser mit seinen gut 40.000 Einwohnern ist eine der ersten Aufgaben für uns Hauptamtliche. Zusammen mit dem Pfarrgemeinderat versuchen wir bewusst, über unseren Kirchturm hinaus zu blicken und uns zu vernetzen. Wir verfolgen und beteiligen uns an kirchlichen Initiativen in Deutschland und nehmen Impulse auf aus Europa, Asien und Afrika (Lumko-Institut, ASIPA, Lokale Kirchenentwicklung, Kleine Christliche Gemeinschaften). Wir wissen uns geführt, auch wenn manche pastorale Initiative in unserer Gemeinde noch in den Anfängen steckt und die Resonanz sehr unterschiedlich ist.

- Familienpastoral
Da Christsein heute vielfach nicht mehr in der Familie „vererbt“ und gelernt wird, sind uns Angebote für Familien besonders wichtig: Monatliche Familiensonntage, Familiengottesdienste und gemeinsame Unternehmungen sollen das Hineinwachsen in Glaube, Gottesdienst und Gemeinde ermöglichen. Die Hinführung zu den Sakramenten, beginnend mit der Begleitung der Tauffamilien, geschieht hier auf einem mehrjährigen katechumenalen Weg.
- Projekt 2014
Im Herbst 2012 haben wir das „Projekt 2014“ in Angriff genommen. Wir begleiten Familien mit Kindern und Jugendlichen in unterschiedlichen Gruppen: Eltern mit Kindern von 0 bis 3 Jahren treffen sich monatlich im Rahmen der Taufvor- und -nachbereitung. Die Taufe selbst geschieht in zwei Stufen: Aufnahme in die Gemeinde, Vorbereitungsweg und schließlich Tauffeier, vornehmlich im sonntäglichen Gemeindegottesdienst. Eltern von Kindergartenkindern sind eingeladen zu thematischen Elterngesprächen. Familien mit Kindern zwischen 6 und ca. 14 Jahren bereiten sich im Rahmen der Familiensonntage, der WEG-Gottesdienste und weiterer Katechesen auf das Sakrament der Eucharistie und der Firmung vor.
- Kirche in der Nachbarschaft (KiNa)
Derzeit versammeln sich monatlich sieben Gruppen in ihren Häusern zum BibelTeilen. Das Wort Gottes vertieft die persönliche Christusnähe, stiftet Gemeinschaft und macht sprach- und auskunftsfähig in Sachen „Glauben“. Als „Kirchen in der Nachbarschaft“ sind sie „vor Ort“, in den Straßen und Wohnblocks, bei den Menschen, die den Weg zur Kirche nicht finden oder in irgendeiner Weise Unterstützung brauchen.
- Netzwerk Gemeinde
Damit Gemeinde für ihre Mitglieder zur bergenden und stärkenden Heimat wird und sie ihre Sendung leben kann, braucht es Vernetzung untereinander: Haus- und Krankenbesuche, Geburtstagstelefonate, Kontakt zu Neuzugezogenen, Gemeindepaten für Kinder und Jugendliche, Ansprechpartner ... Unser „Netzwerk Gemeinde“ ist im Aufbau. Viele Gemeindeglieder engagieren sich bereits darin.
- „Der Pfarrer kommt“
Zweimal in der Woche heißt es: „Der Pfarrer kommt“ – auf Einladung in eine Hausgemeinschaft. Zur Hausmesse oder zum (Bibel-)Gespräch. In der Kirche liegen kleine Einladungskärtchen aus, mit denen Nachbarn und Bekannte dazu eingeladen werden sollen.

3. Es „kircht“

All diese kleinen und großen Projekte und Initiativen sollen helfen, auf „neue Art Kirche zu sein“ und festgefahrene Einstellungen zu verändern. Wir sind unterwegs in der Haltung: „Kirche ereignet sich, wo Getaufte und Gefirmte sich vernetzen und Weggemeinschaften bilden“ (Bischof Joachim Wanke). Vieles hat sich im Gehen ergeben. Oft haben wir nur den nächsten Schritt erkannt. Erst als wir ihn gegangen waren, eröffnete sich der zweite.

- Die Vielfalt der Orte kirchlichen Lebens und die relativierte Bedeutung der Gemeinden
Unser Bestreben war zunächst, „Gemeindeentwicklung“ voranzutreiben, vor allem die Kerngemeinde

beziehungsreich, sprach- und auskunftsfähig zu machen und zum Umgang mit dem Wort Gottes zu befähigen. Erst allmählich wächst der Blick dafür, dass auch der Kindergarten, die KAB (Katholische Arbeitnehmerbewegung), der Frauen- und Seniorenkreis etc. „Kirchorte“ sind.

- **Sendungsorientierung**

Um von der Sammlungs- zur Sendungsorientierung zu gelangen, braucht es bei vielen Gemeindegliedern und -gruppen noch einiges an Bewusstseinsbildung und Ermutigung. Immer noch fließt in manchen Kreisen das größte Bemühen dahin, in der kleinen Gruppe Beheimatung und Gemeinschaft zu erfahren. Das ist notwendig, darf aber nicht zum Selbstläufer werden. Keine Sendung ohne Sammlung! Keine Sammlung ohne Sendung! Dass sich die „Kirche-unter-sich“ zur „Kirche-für-andere“ entwickelt, die im Namen Jesu mit den Menschen „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (GS 1) teilen, ist aber nicht fern: Ein kleiner Teil der Gemeindeglieder ist wie selbstverständlich „mehrfach“ engagiert in Gemeinde und Nachbarschaft, bei Besuchsdiensten, beim Adventsmarkt im Stadtteil, beim Kultur- und Sozialmarkt im Einkaufszentrum, bei ökumenischen Veranstaltungen, bei Einladungen in andere Gemeinden und zu internationalen Treffen, wo es gilt, von „unserem Weg“ zu erzählen. Mitmenschliches Engagement wird meist noch als „normales Sozial-verhalten“ verstanden. Dies als Sendungsauftrag Gottes zu deuten, als „Kirche bei den Menschen“, kommt erst langsam ins Bewusstsein. Gedanken zur Predigt beizutragen, ein persönliches Glaubenszeugnis im Gottesdienst oder im Projekt „Schreibwerkstatt“ zu geben, ist aber längst nicht mehr außergewöhnlich. Eine Frau aus der Gemeinde sagte: „Früher waren wir Hörende, jetzt sind wir Sprechende“! Dieser Satz mag für das wachsende Sendungsbewusstsein stehen. Ein anderes Beispiel: Das schon mehrfach in verschiedenen Nürnberger Gemeinden aufgeführte Oratorium „Himmel trifft Erde“ – eine Komposition zum 40jährigen Kirchweihjubiläum 2012 – soll angemeldet werden zum Katholikentag 2014 in Regensburg. Ein Chormitglied dazu: „Wir haben eine Botschaft zu verkünden! Das ist unser Auftrag!“

- **Spiritualität aus dem Evangelium**

Geistliche Reifung beginnt an der Quelle: beim Teilen des Wortes Gottes. Das ist unsere eindeutige Erkenntnis. Wir haben gelernt, dass sich Christsein da entfaltet und aufblüht, wo Christus in seinem Wort zur Mitte wird. Gott dient uns. Er sammelt uns und schenkt uns Erfahrungen seiner Gegenwart. Das BibelTeilen – in Hausgemeinschaften („Kirche in der Nachbarschaft“), in Bibelkreis und (Weg-)Gottesdiensten, als Einstieg in Dienstgespräch und Pfarrgemeinderatssitzung ist uns wichtig geworden. Und wir erleben: Jede und jeder hat etwas zu sagen, kann etwas beitragen. Wir begegnen uns auf Augenhöhe. Und jede und jeder kann die Leitung übernehmen z.B. beim „Bibelteilen in 7 Schritten“.

- **Taufwürde und Charismen in den Mittelpunkt rücken**

Im Gemeindeleitbild haben wir unsere Vision formuliert: „Das Ziel, das uns vor Augen steht, ist eine geisterfüllte, wachsende Gemeinde, voll Liebe und Leben, voll Lachen und Lebendigkeit, voll Glaube und Hoffnung, vernetzt mit allen Menschen guten Willens, mitten im Leben verwurzelt im Himmel!“ Der Weg zum Ziel ist noch weit und nicht anders möglich, als dass möglichst viele Getaufte ihr Kirche-Sein entdecken und das gemeinsame Priestertum entfalten, ihre je eigenen Charismen annehmen und zum Aufbau von Kirche und Welt einsetzen. Das ist fordernde und anstrengende Arbeit, die jeden Tag neu angegangen werden will. Die vergangenen 11 Jahre haben uns gelehrt: „Kirchenentwicklung“ braucht Ausdauer und viel Leidenschaft. Die konkreten Erfahrungen sind mal frustrierend und enttäuschend, dann wieder überaus spannend und erfüllend. Es ist wahr: Wir sind geprägt von jahrhundertalten Bildern von Kirche. Und nicht wenige Gemeindeglieder wollen die Erinnerungen an die Kirche von gestern festhalten. Es braucht einen langen Atem, immer wieder neu die Kirchenbilder wachzurufen, die uns das II. Vatikanische Konzil ans Herz gelegt hat. Sich pilgernd und suchend auf den Weg zu machen, ist entscheidend. Und immer wieder sind es gerade die „Einzelaufbrüche“, die Mut machen.

- **Vertrauen wagen**

Die Frage, die wir an den Beginn unseres Wirkens in der Gemeinde Menschwerdung Christi gestellt haben, lautete: „Wie gehen wir als Gemeinde in die Zukunft? Wie geht ER mit uns in die Zukunft?“ Unsere Devise: Lassen wir uns gemeinsam auf Gott ein. Sein Wort wird uns Weisung geben. Gehen wir vertrauensvoll einen geistlichen Weg. Handeln wir prozesshaft und zielorientiert zugleich! Und wichtig: Lassen wir uns stets überraschen vom Heiligen Geist! Das Vertrauen in Gottes Führung, gepaart mit der Bereitschaft zu Wagnis und Experiment, macht Zukunft möglich. Suchende und Lernende zu bleiben, als Einzelne und als Gemeinde, ist ein großes Charisma, ein Gottesgeschenk.

4. Lokale Kirchenentwicklung beginnen

Im Rückblick können wir sagen: Lokale Kirchenentwicklung hat in der Gemeinde Menschwerdung Christi in Nürnberg begonnen, schon vor Jahren, auch wenn uns dieses Wort erst jetzt zur Verfügung steht. Hennecke spricht von den „zarten Wurzeln“. Sie brauchen viel Pflege und kosten unseren ganzen Einsatz. Nachgehen, motivieren, stärken, begleiten, Konflikte klären, Gotteserfahrungen ermöglichen, persönliches Kirchesein wecken ... unser tägliches Geschäft! Wir erleben aber noch nicht die Masse des Kirchenvolkes, „das geradezu gewartet zu haben scheint auf eine echte Aufbruchsperspektive“, wie es Hennecke berichten kann. Doch einige sind interessiert und engagiert. Es geht uns um die „kritische Masse“ der Gemeinde, die das ganze durchsäuert. Wir sind noch nicht sicher, ob es uns gegeben ist. Aufhorchen lässt uns ein Satz von Hennecke: „Wenn nämlich nicht eine Diözese als ganze, oder doch zumindest ein Dekanat eine gemeinsame Zukunftsperspektive teilen, erscheinen länger dauernde und prägende Prozesse nicht sinnvoll“ (Hennecke 2013, 223). Der Blick auf Dekanat und Diözese macht uns nachdenklich und manchmal mutlos. Lokale Kirchenentwicklung ist noch ein Fremdwort, erscheint weit weg vom diözesanen Erfahrungsfeld.

5. Menschwerdung – Christwerdung – Kirchwerdung

Lokale Kirchenentwicklung kann nur da geschehen, wo sich Gemeinde begreift als Gemeinschaft der zum Herrn Gehörenden, auf Seinen Geist hörend, Ihm nachfolgend und den Menschen dienend. Vorausgehend aber sind Menschwerdungs- und

Christwerdungsprozesse: Schritte des Vertrauens zueinander und zu Gott, Beziehung pflegend, Nähe zulassend, Leben miteinander teilend, Sakramente als Stationen auf dem Glaubens- und Lebensweg gläubig empfangend und feiernd. Wir begreifen den Namen unserer Gemeinde – „Menschwerdung Christi“ – im Sinne von Bischof Franz Kamphaus: „Mach’s wie Gott, werde Mensch!“ Es geht also nicht zuerst um die Kirche, sondern um den Menschen, um dieses geliebte Geschöpf Gottes. Ihm ist „das Geheimnis des Reiches Gottes anvertraut“. (Mk 4,11) Und es geht um IHN, der die Gemeinschaft der Glaubenden als Volk Gottes konstituiert und die Kirchwerdung an uns noch unbekannten Orten vorantreibt. Unsere „anfänglichen“ Erfahrungen finden wir gut aufgehoben in einem Wort von Jean-Marie Kardinal Lustiger: „Das Christentum in Europa steckt noch in den Kinderschuhen. Seine große Zeit beginnt erst noch.“

„Kirche der Zukunft – Pilger im Dialog“, dieses Jahresthema für die Pastoral in der Gemeinde fand der Pfarrgemeinderat für das Jahr 2012. Wir sind überzeugt, dass wir Gott finden, wenn wir unterwegs bleiben. Nötig sind Kontaktfreude, Interesse und Aufmerksamkeit für die Welt um uns. Gott begegnet uns, wie schon Abraham, überraschend im Gast, im Fremden, im Ungewohnten, im Unbekannten, im Neuen. Unruhig bleibt dabei unser Herz, stets aufs Neue „frag-würdig“ unser Weg. Aber: Es gibt viel zu geben und noch mehr zu empfangen!

Literatur

Hennecke, Christian, „Ist es möglich? Vom Wunder des kirchlichen Aufbruchs, Münster 2013.“

„Vor Ort lebt Kirche“ – Das VOIK-Projekt im Bistum Magdeburg

Einblick in eine „Werkstatt“

Annette Schleinzer gibt Einblicke in konkrete Projekte lokaler Kirchenentwicklung im Bistum Magdeburg, die sich der Inspiration u.a. aus den Bistümern Hildesheim und Poitiers verdanken.

1. „Wenn es da so etwas gibt...“ Der Ausgangspunkt

„Ich war eigentlich schon immer in der Gemeinde engagiert, sag ich mal. Und dann, mit der Pfarreigründung war ja klar, dass das so mit dem ‚Versorgt-Sein‘ in Führungsstrichen nicht weitergeht. Und für mich war das klar: Wenn es da so etwas gibt, dann machst du da mit.“ (Die kursiv gedruckten Zitate sind Antworten der Volk-Team-Mitglieder aus Bad Liebenwerda, die von Martin Papke im Rahmen seiner Bachelor-Arbeit interviewt worden sind.)

„Wenn es da so etwas gibt“: In diesem kleinen Satz schwingen Ahnung, Sehnsucht und Hoffnung all derer mit, die sich darum sorgen, wie es mit ihrem Gemeindeleben vor Ort weitergehen soll, wenn sich die pastoralen Räume vergrößern und wenn es immer weniger Priester und andere hauptamtlich Tätige gibt. In der Tat sind im Bistum Magdeburg bis Ende 2007 44 neue Gemeindeverbände entstanden, die im Jahr 2010 zu neuen Pfarreien geworden sind. Die Anfragen vieler Menschen sowie verschiedene pastoraltheologische und soziologische Untersuchungen weisen aber auf die Bedeutung der „Kirche vor Ort“ hin. Kirche lebt von Überschaubarkeit und zwischenmenschlicher Nähe; sie verwirklicht sich in den vielfältigen Lebensäußerungen eines Dorfes oder eines Stadtteils, im alltäglichen Umfeld der Menschen. An dieser Stelle setzt das Projekt „VOIK“ – Vor Ort lebt Kirche – an: Inspiriert von den Erfahrungen anderer Bistümer – Châlons, Poitiers, Linz und Hildesheim – versuchen wir seit einigen Jahren, eine neue Struktur der Nähe zu schaffen, indem Menschen gesucht werden, die vor Ort Verantwortung dafür übernehmen, dass Kirche in ihren Grunddiensten lebendig bleibt. Grundlage dafür ist die Vision des Zweiten Vatikanischen Konzils, in der jede/r Getaufte Träger/in des Heiligen Geistes und somit als Glied der Kirche berufen und begabt ist. Aus dieser Taufwürde heraus ist das Kirche-Sein vor Ort zu gestalten – im Hören darauf, was in dem jeweils konkreten Lebensumfeld zu tun ist.

2. „Früher gab es Aufgaben...“: Unterscheidungen

Bei der Vorstellung des Projekts und in den ersten Schritten der Umsetzung hat sich gezeigt, dass die Ziele und die Grundlagen noch längst nicht klar sind. Folgende Fragen oder Bedenken kommen häufig zur Sprache: „Worin unterscheiden sich diese neuen Gruppen von bereits bestehenden: z.B. aktive Familienkreise, Bibelkreise und anderes mehr? Haben wir das alles nicht längst?“ – „Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wird versucht, die Gemeinden als Trägerinnen der Seelsorge zu verstehen und zu motivieren. Aber die Realität zeigt doch, dass es nicht gelingt!“ – „Sind solche Teams nicht nur Notlösungen, solange es nicht genügend Hauptamtliche gibt?“ – „Werden solche Gruppen tatsächlich die Verdunstung des Glaubens in unserem Land aufhalten können? Spricht die demographische Entwicklung nicht eine andere Sprache?“ Solche Fragen fordern zu einer Klärung und zur Unterscheidung der Geister heraus. In der bisherigen Praxis zeigen sich verschiedene Bereiche, an denen solche Unterscheidungen Not tun:

- Es geht nicht nur um einzelne Engagierte, und auch nicht nur um Gremien, Gruppen und Kreise – sondern um eine kleine Zelle von Kirche, die „das Feuer hütet“. In einem überschaubaren Sozialraum lebt sie öffentlich sichtbar als Kirche vor Ort und übernimmt für die Verkündigung, den Nächstdienst und das Gebet Verantwortung. Diese Zelle von Kirche kann aus einer traditionellen Gemeinde heraus entstehen, im Zusammenhang mit einer Einrichtung (Kindertagesstätte, Pflegeheim etc.) oder durch Menschen, die sich unabhängig davon zusammenschließen, um Kirche vor Ort zu sein. Auf längere Sicht hin kann das „zu einem bunten und vielfältigen Gefüge unterschiedlicher kirchlicher Orte“ (Hennecke/Tewes 2012, 380) innerhalb einer Pfarrei führen. Die Erfahrung anderer Diözesen zeigt, dass sich eine bestimmte Struktur dieser „Kirche vor Ort“ bewährt hat: es gibt eine Leitung (im Bistum Magdeburg: das VOIK-Team), es gibt Beauftragungen und eine zeitliche Befristung. Das Leitungsteam ist zudem möglichst auch im Pfarrgemeinderat vertreten. Damit ist es auch strukturell in das größere Ganze der Pfarrei eingebunden.
- „Früher gab es Aufgaben: Du musst das, du machst das! Jetzt muss man selber und eigenständig aktiv werden.“ Verantwortung zu übernehmen, bedeutet dabei mehr als mitzumachen, mitzuhelfen oder mitzubestimmen. Es geht vielmehr um die wachsende Erkenntnis, „zu welcher Hoffnung wir berufen sind“ (vgl. Eph 1,18). Sie wurzelt in Jesus Christus und seiner Botschaft vom Reich Gottes, „aus dessen Sein sie ihre Höhe, Tiefe, ihren Weg und ihre Zukunft empfängt“ (Gemeinsame Synode, Unsere Hoffnung, Teil II, 2). Deshalb kommt es für die kleinen Zellen der Kirche entscheidend darauf an, ihre



Dr. Annette Schleinzer ist Ordinariatsrätin im Fachbereich „Pastoral in Kirche und Gesellschaft“ im Bischöflichen Ordinariat Magdeburg.

Christusbeziehung zu vertiefen und lebendig zu halten. Das gemeinsame Hören auf das Evangelium, aber auch andere Weisen, Leben und Glauben miteinander zu teilen, bilden dafür die Grundlage. Auf diesem Boden erwächst dann das, was vor Ort zu tun ist.

- Das VOIK-Team ist nicht nur „für die eigenen Leute“ da. Es versucht die Bedürfnisse und Nöte der Menschen im Umfeld wahrzunehmen und darauf zu reagieren. Darin verwirklicht sich seine Sendung: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft“ (Schleinzer/Sternal 2004, 38).
- Damit das Team nicht unversehens in die Rolle der bisherigen Hauptamtlichen gerät (und der Rest der Gemeinde sich weiterhin „versorgen“ lässt), ist es wichtig, möglichst viele Gemeindemitglieder an der gemeinsamen Verantwortung für das Leben der Kirche vor Ort zu beteiligen. Das VOIK-Team versucht so auch, die Gruppen und Initiativen zu vernetzen, die es vor Ort bereits gibt oder die entstehen.
- Eine kontinuierliche Begleitung des Teams durch eine(n) Hauptamtliche(n) vor Ort ist unabdingbar. Diese Begleitung fördert die Charismen der einzelnen Mitglieder und hilft ihnen, ihre Berufung als getaufte und gefirmte Christen und Christinnen zu leben. Darüber hinaus lassen sich die Mitglieder des Teams entsprechend ihres Charismas und ihrer zeitlichen Ressourcen für bestimmte Dienste ausbilden und beauftragen.

3. „Wir sind noch am Anfang“: Konkretionen

Derzeit sind es drei Pfarreien, die sich näher auf das VOIK-Projekt eingelassen haben: Die Pfarrei St. Benedikt, Huysburg, die Pfarrei St. Franziskus, Bad Liebenwerda, und die Pfarrei Halle-Nord. Diese letztere geht bereits seit längerem einen Weg in Richtung „lokaler Kirchenentwicklung“ und wird darin auch von außen begleitet. Ich beschränke mich hier nun auf die beiden ersten Pfarreien, für die dieser Weg ganz neu war und ist.

3.1. Pfarrei St. Benedikt, Huysburg

In dieser Pfarrei ist es eine kleine – ehemals selbstständige – Gemeinde, die sich dazu entschieden hat, sich auf „VOIK“ einzulassen: die Gemeinde Schwanebeck. In Schwanebeck gab es über viele Jahre einen Diakon, bei dem „die Fäden zusammenliefen“. Die Gemeinde war es zwar gewohnt, ihm bei anfallenden konkreten Aufgaben zu helfen – ansonsten aber fühlte sie sich gut „versorgt“. Für die meisten Gemeindemitglieder zeigte sich deshalb kein Bedarf, sich selbst aktiv einzubringen. Als der Diakon vor drei Jahren eine neue Aufgabe an einem anderen Ort übernahm, zeichnete sich ab, dass es keinen Nachfolger für ihn geben würde. Die Gemeinde würde dann zwar innerhalb der Pfarrei weiterhin gottesdienstlich „versorgt“ werden, aber vor Ort würde es keine(n) Hauptamtliche(n) mehr geben. Das Pastoralteam und der Pfarrgemeinderat haben sich in dieser Situation dafür entschieden, etwas Neues im Sinne des VOIK-Projekts zu wagen: Ein Team von ca. fünf Personen sollte gesucht werden, das das Leben vor Ort tragen würde. Der Pfarrer würde sie regelmäßig begleiten. In einer Gemeindeversammlung hat sich dann gezeigt, dass sich die Menschen – trotz anfänglicher Skepsis – darauf einlassen wollten. Die Motivation war ganz klar: „Wir möchten als Gemeinde weiterhin lebendig bleiben! Dafür reicht es uns nicht, wenn drei Mal im Monat sonntags eine Eucharistiefeier stattfindet“. Die Frage war nun, ob und wie sich Menschen finden lassen würden, die in einer völlig ungewohnten Weise Verantwortung übernehmen sollten.

Von unserem Partnerbistum Châlons-en-Champagne gab es dafür eine hilfreiche Anregung: Die Gemeinde reicht schriftliche Vorschläge ein; die Personen, die dabei genannt werden, werden vom Pfarrer angesprochen und nach ihrer Bereitschaft gefragt. Auf diese bewährte Weise kommen in der Diözese Châlons die sogenannten „Equipes Pastorales“ zustande. Noch bevor der Pfarrer der Pfarrei St. Benedikt allerdings in dieser Richtung initiativ werden konnte, hat sich die Gemeinde Schwanebeck selbst organisiert: Nach einem Gottesdienst fand eine Gemeindeversammlung statt, in der ein Team von fünf Personen (zwei Frauen, drei Männer) benannt wurde. Im Herbst 2010 nahm dieses Team seine Arbeit auf. Zwei seiner Mitglieder haben sich im Lauf der Zeit dafür entschieden, sich lieber nur bei Bedarf einzubringen, während sich die anderen drei nach wie vor ein Mal im Monat zusammen mit ihrem Pfarrer treffen. Es zeigt sich zudem, dass es inzwischen einen größeren Kreis von Personen gibt, die zu bestimmten Anlässen oder bei praktischen Arbeiten gerne bereit sind, mitzuhelfen. Darunter sind auch Menschen, die gar nicht zur kirchlichen Gemeinde gehören, sich aber angesprochen fühlen.

Erste Schritte

Die ersten Schritte des VOIK-Teams waren ganz traditionell. Es ging vor allem darum, Aufgaben zu verteilen: „Wer macht was: Rasen mähen, die Kirche putzen usw.?“ Die Gruppe verstand sich sozusagen als „lokales Organisationskomitee“ für die anfallenden Aufgaben. Sie sah sich dabei weiterhin als „Helferin“ des Pfarrers, dessen Anweisungen sie befolgen wollte.

Inzwischen hat sich manches geändert: Das Team hat sich als erstes darin ausbilden lassen, Wortgottesdienste zu leiten. Dass sich die Gemeinde sonntags auch dann versammeln kann, wenn vor Ort keine Eucharistiefeier möglich ist, war eines der zentralen Anliegen aller Beteiligten, zumal es unter der Leitung des Diakons eine jahrzehntelange vertraute Praxis war. Bis auf wenige Ausnahmen werden diese Gottesdienste von der Gemeinde gut angenommen. Im letzten Jahr ergab sich dann aber darüber hinaus eine gute Gelegenheit,

den eigenen Auftrag neu zu verstehen: Im Rahmen eines Stadtjubiläums kam die Frage auf, wie sich die katholische Kirche vor Ort einbringen könnte – zumal ein großer Teil der Feier auf ihrem Gelände stattfinden würde. Der erste Gedanke war, einen Stand anzubieten, an dem Kaffee und Kuchen angeboten würden. Das war den Menschen vertraut – so hatten sie sich bisher bei ähnlichen Gelegenheiten in der Öffentlichkeit präsentiert. Doch hier zeigte sich nun exemplarisch, welche Rolle dem geistlichen Begleiter oder der Begleiterin dieser Gruppe zukommt: Es gilt einerseits, die Menschen frei zu lassen und sie nicht zu bevormunden; andererseits braucht es immer wieder auch die Ermutigung, über die Grenzen des Gewohnten hinauszugehen – von sich selbst, vom eigenen Auftrag und letztlich von Gott größer zu denken. Im gemeinsamen „Hören auf das, was sein soll“, ist so die Idee geboren worden, die Chance zu nutzen, die ihre kleine Wallfahrtskirche bietet. Ein Referent aus dem Fachbereich Pastoral im Bischöflichen Ordinariat hat die Gruppe dabei begleitet. Die Kirche wurde dann schließlich zum einen als Raum der Stille gestaltet, zum anderen als Raum, in dem durch Zeichen, Symbole und interaktives Tun entdeckt werden konnte, was der christliche Glaube bedeutet. Die Mitglieder des VOIK-Teams standen dabei auch für Fragen und Gespräche zur Verfügung. Die Erfahrungen, die sowohl das VOIK-Team als auch die ganze Gemeinde damit gemacht haben, haben alle Erwartungen übertroffen. Fast alle Besucher des Festes sind in die Kirche gekommen, haben Fragen gestellt und sich offenbar innerlich ansprechen lassen. Als Folge davon gibt es jetzt einmal im Jahr je einen „Projekttag Kirche“ für die dritte Klasse der staatlichen Grundschule und für die örtliche Kindertagesstätte. Beide Veranstaltungen wurden und werden vom VOIK-Team und weiteren Gemeindegliedern mit vorbereitet und begleitet. So ist im Tun die Ahnung gewachsen, was es heißt, als Getaufte eine Berufung und eine Sendung für die Menschen des ganzen Ortes zu haben. Trotz solcher guter Erfahrungen sind für das Team und für alle, die es auf den verschiedenen Ebenen begleiten, noch viele Fragen offen: Müsste es nicht eine offizielle kirchliche Beauftragung für dieses Team geben (bisher sind die Mitglieder des Teams eher davor zurückgeschreckt)? Wie steht es um die zeitliche Befristung? Wie kann es gelingen, dass es immer mehr eine „geistliche Gruppe“ wird? Welche Bewusstseinsbildung ist für alle Beteiligten vonnöten – und wie soll sie konkret geschehen?

3.2. Pfarrei St. Franziskus, Bad Liebenwerda

In dieser Pfarrei haben sich das Pastoralteam und der Pfarrgemeinderat vor zwei Jahren dazu entschlossen, sich in allen sechs Gemeinden der Pfarrei auf das VOIK-Projekt einzulassen. Auch hier haben sich – zum Erstaunen aller – in kurzer Zeit in allen Gemeinden örtliche Teams gefunden, die nun seit über einem Jahr auf dem Weg sind. Sie treffen sich regelmäßig und werden dabei von den derzeit zwei Hauptamtlichen (einem Priester und einer Gemeindeferentin) begleitet. An einem ersten „Vernetzungstreffen“ aller Gemeindeteams, das im Juni 2012 mit Begleitung aus dem Fachbereich Pastoral stattfand, hat sich Folgendes gezeigt: Die Menschen sind hoch motiviert, dass das Leben vor Ort weitergeht; gleichzeitig leiden sie unter dem Gestaltwandel der Kirche, den sie gerade in den kleinen Gemeinden als einschneidend erleben. Ganz ähnlich wie in Schwanebeck hatten die meisten Beteiligten zunächst vor allem die Frage, worin denn nun ihre Aufgabe besteht: „Was genau sollen wir jetzt tun? Sagt es uns – dann machen wir es!“ Nach einer intensiven Bibelarbeit und der gemeinsamen Reflexion ihres Auftrags hat sich diese Blickrichtung für die meisten der Anwesenden verändert. Einige Mitglieder dieser Teams hatten bereits auch an einem internationalen Kongress zum Thema „Lokale Kirchenentwicklung“ teilgenommen, der im Herbst 2011 auf der Huysburg stattgefunden hatte. Bei diesem Kongress, bei dem das Thema „Taufweihe“ im Vordergrund stand, ging es vor allem um einen Erfahrungsaustausch allerer, die sich in den verschiedenen Bistümern (Poitiers, Châlons, Linz, Hildesheim und Magdeburg) auf den Weg zu einer neuen Gestalt von Kirche gemacht haben (vgl. Wie weiter mit der „Kirche vor Ort“). Für die VOIK-Teams aus unserem Magdeburger Bistum war vor allem die praktische Erfahrung der Christen und Christinnen ermutigend, die schon länger als Volk Gottes in diesem Sinne unterwegs sind.

Doch nicht zuletzt die Feier der Taufenerneuerung wurde für manche zu einer Schlüsselerfahrung: „Bei diesem Gottesdienst, wo die Taufenerneuerung war, das war für mich ein ganz einschneidendes Erlebnis, (...) zu wissen: dass ich durch die Taufe berechtigt bin, meinen Glauben auch weiterzugeben und nicht nur sich hinter irgendetwas zu verstecken, sondern wir sind durch die Taufe alle berechtigt, unseren Glauben zu leben und auch der Bevölkerung nahezubringen. Und da an dem Abend (...) das war für mich: JA...“.

Gleichzeitig wurde ihnen auch bewusst, dass es längerer geistlicher Reifungsprozesse und einer tiefen Bewusstseinsbildung bedarf, um tatsächlich aus der Taufe heraus Verantwortung zu übernehmen. In einem Bild gesprochen: „Es ist wie mit einem Menschen, dem lange Zeit ‚glaubhaft‘ versichert wurde, er könne nicht laufen und der infolgedessen in einem Rollstuhl herumgeschoben wird. Er wird nicht plötzlich laufen können, wenn jemand definiert, dass er grundsätzlich alle Voraussetzungen dafür hätte... Es wird viel Krankengymnastik, viel Übung und Training notwendig sein“ (Ballestrem 2003, 531). Die Interviews, die Papke in seiner Bachelorarbeit mit einigen Teams aus der Pfarrei geführt hat, bestätigen dies: „Vielleicht müssten wir uns mehr zutrauen... Aber wir sind ja noch am Krabbeln, wir stehen noch nicht. Wir sind noch am Anfang...“.

4. Folgerungen und Ausblick

In alldem zeigt sich, dass wir uns tatsächlich in einer „Werkstatt“ befinden. Vieles ist noch offen. Die ersten kleinen Schritte sind aber ermutigend. Sie weisen zugleich darauf hin, was

in Zukunft weiter im Blick zu behalten ist:

- Die Rollen aller Beteiligten verändern sich tiefgreifend, während sich zugleich die Prägungen durch verschiedene Gottes- und Kirchenbilder bemerkbar machen. Deshalb braucht es die kontinuierliche (theologische, geistliche und pastoral-praktische) Begleitung aller Beteiligten: der Teams vor Ort, aber auch derer, die diese Teams begleiten. Denn viele der hauptamtlich Tätigen sind für eine solche Begleitung nicht ausgebildet und müssen in ihre neuen Rollen im Umgang mit ihren Schwestern und Brüdern erst hineinwachsen. Deshalb haben sich unserer Erfahrung nach gerade auch die Vernetzungstreffen der Hauptamtlichen auf Bistumsebene als notwendig und fruchtbar erwiesen.
- VOIK kann einerseits nicht im Sinne eines Projekts flächendeckend „gegründet“ werden. Es entsteht aus örtlichen Gegebenheiten und bedarf der Bewusstseinsentwicklung. Andererseits gilt aber auch: Es braucht die Wachheit dafür, wo eine Pfarrei oder eine Gemeinde / Gemeinschaft dazu ermutigt werden kann, sich konkret auf VOIK einzulassen.
- Das VOIK-Projekt ist keine „Notlösung“ oder „Sonderlösung“ für spezielle Gemeinden, sondern ein Beitrag zur Entwicklung einer zukünftigen Gestalt von Kirche.
- Zu VOIK gehört auch das Vertrauen darauf, dass die Eucharistie – durch das gemeinschaftliche Leben aus dem Geist des Evangeliums – eine neue Bedeutung gewinnt, auch da, wo derzeit nicht jeden Sonntag eine Eucharistiefeier möglich ist.
- Es braucht alles viel Zeit, Geduld und wachsame Unterscheidung der Geister – und es braucht die Entschiedenheit, den Weg gehen zu wollen.

„Glaubt man ..., dass Christus uns treu bleibt und das Ende einer Struktur nicht schon den Tod der Kirche bedeutet, dass Gott dieser Kirche die Arbeiter zugesteht, die sie heute benötigt, dann öffnet die Hoffnung die Tür zum Erfindungsgeist. Anders gesagt: Sie öffnet die Tür zum Vertrauen“ (Rouet 2009, 25f).



Tauferneuerungsfeier während des Internationalen Kongresses „Lokale Kirchenentwicklung“ im Oktober 2011 auf der Huysburg.

Dieser Artikel ist – leicht verändert – auch veröffentlicht in: *Lebendiges Zeugnis* 68 (2013) 111–117.

Literatur

Ballestrem, Monica Gräfin von, Schreiben gegen das Überhören. Für eine plurale und basisorientierte Theologie und Praxis der Kirche, Würzburg 2003.

Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland 1975. Beschluss: Unsere Hoffnung, Teil II: Das eine Zeugnis und die vielen Träger der Hoffnung.

Hennecke, Christian / Tewes, Dieter, Klein ist groß – die pastorale Vision hinter den Kleinen Christlichen Gemeinschaften, in: Krämer, Klaus / Vellguth, Klaus (Hg.), Kleine Christliche Gemeinschaften. Impulse für eine zukunftsfähige Kirche, Freiburg/Br. 2012.

Papke, Martin, Kirche lebt vor Ort. Eine Untersuchung der „VOIK-Pilotpfarre St. Franziskus in Bad Liebenwerda (Bistum Magdeburg)“. Bachelor-Arbeit, eingereicht bei der katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen, Abteilung Paderborn, am 15. März 2103.

Rouet, Albert, Auf dem Weg zu einer erneuerten Kirche, in: Feiter, Reinhard / Müller, Hadwig (Hg.), Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, Ostfildern 2009, 17–42.

Schleizer, Annette / Sternal, Raimund (Hg.), Um Gottes und der Menschen willen – den Aufbruch wagen. Dokumentation des Pastoralen Zukunftsgesprächs im Bistum Magdeburg, Leipzig 2004.

Wie weiter mit der „Kirche vor Ort“. Internationaler Kongress im Kloster Huysburg, unter www.bistum-magdeburg.de/front_content.php?client=4&lang=5&idcat=3012&idart=18357 (abgerufen 13.09.2013).

Lokale Kirchenentwicklung in der Praxis?

„Armut auf dem Land“ ist ein Projekt, das der Caritasverband für Stadt und Landkreis Goslar e.V. im Rahmen der Initiativen des Bistums Hildesheim zu einer lokalen Kirchenentwicklung aufgelegt hat. Andreas Pleyer beleuchtet die neuralgischen Punkte und lässt in seinen Kommentar zum Werkstattbericht Henneckes die konkreten Erfahrungen aus der Praxis einfließen.

1. Die Notlage als Ausgangspunkt eines neuen Denkens

Seit ca. 20 Jahren bin ich Geschäftsführer eines kleinen Caritasverbandes und seit 2012 sind wir Träger einer der 20 Personalstellen, die im Bistum Hildesheim für die lokale Kirchenentwicklung eingerichtet wurden. Titel unseres Projektes ist „Armut auf dem Lande – Herausforderung für Caritas und Kirche“. Die Bewerbung um die Personalstelle – deren Aufgabe es ist, mit je eigener Zielsetzung Praxis zum Prozess „lokale Kirchenentwicklung“ auszuprobieren, zu entwickeln und im Bistum durch „Leuchttürme“ zu implementieren – ist das Resultat eines im Jahre 2010 begonnenen Verbandsentwicklungsprozesses der Caritas Goslar.

Anlass war – nicht unähnlich zur verfassten Kirche – eine Notlage. Während dort Finanzprobleme, Abnahme von Geistlichen und Gläubigen verbunden mit der Konzentration auf den Erhalt des Bestehenden erlebt wird, war dies für den Caritasverband Goslar der Fast-Zusammenbruch mit der Entlassung von 60% der bis dahin knapp 30 Mitarbeiter. Ein „Weiter So!“ wie bisher war nicht möglich. Soll das, was bisher Praxis war, besser und intensiver durchgeführt werden? Das wäre dann etwas pointiert ausgedrückt: die Verbesserung des „Hinterherhecheln“ nach öffentlichen Fördergeldern, Marktlücken, Strukturreformen, Qualifizierung usw. gewesen. Oder muss es nicht völlig anders werden?

Das korrespondiert mit der Aussage von Hennecke, dass es bei der lokalen Kirchenentwicklung eben nicht mehr um Entwicklung oder Anpassung von Strukturen geht, sondern um ein neues Bewusstsein, genauer um die Wiederbewusstwerdung dessen, was der Herr uns sagen will. Das ist befreiend: Es gibt eine Alternative zum Strukturansatz. Hinzu kommt, dass sich der Blickwinkel geändert hat: Es geht nicht darum, Glauben und Kirche nur zu bewahren, solange es irgendwie geht. Die Erfahrung des Vertrocknens ist, denke ich, eine Erfahrung, die auf den unterschiedlichsten Ebenen gemacht wird. Stattdessen wird hier nun mutig gesprochen: „Seht her, ich schaffe Neues.“ Damit wird einerseits die uns zugesagte Botschaft in den Mittelpunkt gestellt, andererseits wird diese Botschaft verbunden mit der Erfahrung des Wehens des Geistes Gottes, mag es auch nur ein Säuseln oder vielleicht eine leicht vergrabene Erinnerung sein.

2. Ein Caritasverband als möglicher Ort kirchlichen Lebens

Zu verkünden, dass „es schon zum Vorschein kommt“, ist letztendlich keine Strukturmethodik, sondern eine Glaubensaussage. Diesen Paradigmenwechsel von der Strukturdebatte zur Glaubensaussage halte ich für zukunftsweisend für die Entwicklung von Kirche, sowohl als Institution in ihren verschiedenen Ausprägungen, als auch für die Menschen, die diese Kirche bilden. Und ich bin davon überzeugt, dass die Sehnsucht größer ist als die Unsicherheit, was kommen wird, wenn wir nicht mehr über Strukturen, sondern über unseren Glauben reden und darüber, was Kirche für uns ist. Dass dies holprig beginnt und auch mit Ängsten bei Haupt und Gliedern verbunden ist, habe ich auch vor Ort im Pastoralen Raum „Katholische Kirche Nordharz“ erlebt. Ich habe aber eben auch erlebt, dass sich dann ein Motto entwickelt kann wie „Eingeladen zum Wachsen.“

Hennecke spricht von „Orten“ kirchlichen Lebens. Ich sehe den Caritasverband Goslar als (möglichen) Ort kirchlichen Lebens. Das Ergebnis des Prozesses in Goslar war eine Neubesinnung, sich nicht mehr wie in der täglichen Praxis gelebt ausschließlich als sozialer Dienstleister zu definieren, sondern das „Ehrenamt“ und die „Caritas der Kirche – Verbindung mit Gemeinde bzw. Kirche vor Ort“ neu zu leben. Ein Prozess, der durchaus schmerzhaft ist und andauert, denn es geht auch um die berufliche Existenz von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Wenn ich nun schaue, ob konkret der Caritasverband Goslar ein „Ort kirchlichen Lebens“ sein kann, dann kommt als Erstes die Tatsache in den Blick, dass die Leitung katholisch ist und die meisten Mitarbeiter, wie in vielen Bistümern mit Diasporasituation üblich, evangelisch sind und es zunehmend den Einen oder Anderen ohne Konfession gibt. Wie kann in solch einer Pluralität ein Ort kirchlichen Lebens definiert werden?

Hennecke schreibt nun, bezogen auf die Vielfalt der kirchlichen Orte „verlangt eine solche plurale Vielfalt eine neues Verständnis der letztlich eucharistisch begründeten Einheit der Kirche.“ Begrüßenswert bei diesem Ansatz ist die Aussage, dass es „Kirche sein“ an den



Andreas Pleyer ist Sozialpädagoge und leitet den Caritasverband für Stadt und Landkreis Goslar. Die ländliche Region im Nordharz ist als strukturschwache Region besonders geprägt von den Auswirkungen des sozioökonomischen Wandels und der Demografie.

unterschiedlichsten Orten gibt. Problematisch dagegen ist die Vorgabe, dass die Einheit der Kirche und damit der Orte kirchlichen Lebens letztendlich eucharistisch begründet wird. Während die Feier des Gottesdienstes als Zentrum der Gemeinde eine tragfähige Beschreibung ist, stellt sich das für die anderen Orte von Kirche, ob Kindergarten, Altenheim usw., anders dar. Würde man hier nicht ergänzend besser davon sprechen, dass ein Ort von Kirche da ist, wo der Auftrag Jesu der Nächstenliebe gelebt und auf ihn (auf Christus) hin gedeutet wird und damit – wie Hennecke fragt – auch evaluiert wäre, ob ein Kindergarten „kleine Kirche“ sei? Es geht hierbei nicht um ein „Entweder- Oder“ von Eucharistie und Nächstenliebe, sondern darum, dass neben der eucharistischen oder kontemplativen Anschauung das Antlitz Jesu im Armen gesehen und erfahren werden kann.

3. Was macht einen „Ort“ zu einem „kirchlichen“?

Während die Aussage zur Nächstenliebe noch gut nachvollziehbar ist, wird die Frage der Deutung auf Jesus Christus hin durchaus schwierig. Formal wird man sagen, dass es Aufgabe der Leitung einer Einrichtung ist, dies umzusetzen, inhaltlich geht es letztendlich um Verkündigung innerhalb dieses Ortes. Während es für die Verkündigung in traditionellen kirchlichen Strukturen nur Mut, aber keiner Rechtfertigung bedarf, gestaltet sich dies im halboffenen Raum von Schulen, Kindergärten oder Altenheimen bereits anders. In den offenen Strukturen in Nachbarschaft und lokalem Nahraum fehlt dann – zumindest außerhalb des katholischen Milieus – jeglicher unterstützender Rahmen. Würde man nun sagen: Orte kirchlichen Lebens sind nur da, wo man gewissermaßen „unter sich“ ist?

Sind sie auch noch dort, wo gemeinsam unter katholischer Richtlinienkompetenz karitativ oder bildend gehandelt wird? Wären Orte, wo Katholiken sich im Nahraum zusammen mit anderen Beteiligten engagieren, auch noch Orte kirchlichen Lebens? Möchte man beim Letzteren sagen: Das sind Orte, an denen Christentum gelebt wird – es seien aber kein Orte kirchlichen Lebens? Weniger personal und mehr strukturell formuliert: Ich vermisse im Werkstatttext die Frage der Anschlussfähigkeit von Kirche an die Gesellschaft. Wie und wo taucht die Dimension des Erzählens nach Außen auf: „Seht, ich schaffe Neues“ (egal ob jetzt spirituell oder karitativ betrachtet)? Diese Frage scheint mir wichtig, da die Menschen in Orten kirchlichen Lebens persönlich in den unterschiedlichsten Bezügen leben. Ein Belassen eines beziehungslosen Nebeneinanders der Lebenswelten führt zur Segmentierung und letztendlich zur Abtrennung von Kirche oder der Welt. Wenn von lokaler Kirchenentwicklung gesprochen wird, dann müsste auch von gelebter Kirche im Lokalraum gesprochen werden und damit auch immer von Kirche mit und für Andere.

4. Erfahrungen auf dem Weg

Diese Gesichtspunkte waren es, weswegen der Caritasverband Goslar sich als Träger einer Personalstelle für folgende Fragestellung beworben hat: Was heißt gesellschaftliche Anschlussfähigkeit und wie sieht ein Konzept von Kirche und Caritas auf dem „flachen Land“ aus? Es sollte explizit ein anderer Ansatz entwickelt werden als die Fokussierung auf Zentren und damit auch eine Antwort gegeben werden, Christ Sein im eigenen eher dörflichen Umfeld leben zu können. Konkretes Anliegen des Projektes ist es, hierbei die zunehmende (individuell, gesellschaftlich sowie kulturell verstandene) Verelendungsproblematik in den Blick zu nehmen und über konkrete einzelne Anstöße („Aktionen“) politisch und kirchlich wirksam werden zu lassen. Schlagwortartig seien hierbei folgende Gesichtspunkte genannt, die uns wichtig waren: „Kirche in der Welt“ im Auftrag Jesu weiter zu entwickeln, an verschiedenen Orten die Charismen der Menschen zu entdecken und zu stärken. Wir wollten in diesem Projekt die Partizipation von Menschen erreichen, die sich innerhalb und außerhalb von Kirche und Caritasverband engagieren, sowie von nicht-kirchlichen Akteuren und Einrichtungen. Wir nehmen als Auftrag in den Blick, Kirche vor Ort als „Gemeinschaft für Andere“ (Dienst an der Fülle des Lebens) zu verwirklichen und damit lokale Kirche vor Ort weiter zu entwickeln und lebbar bzw. er-lebbar zu machen. Ziel ist die Förderung des Selbstverständnisses von Kirche als Gemeinschaft vor Ort, die Teil des sozialen und pastoralen Raumes ist, durch Entwicklung zielgerichteter Einzelaktionen anhand von „Starkpunkten“, und dies orts- und bedarfsgerecht gemeinsam mit den Pfarrgemeinden bzw. Vor-Ort-Teams und den Aufbau eines örtlichen und regionalen Netzwerkes von Interessierten, Gemeindegliedern, Ehrenamtlichen und Betroffenen.

Die Personalstelle wurde im November 2012 eingerichtet. Nach einer Phase der Planung und Vorstellung bzw. Rückbindung in den verschiedenen kirchlichen Gremien haben wir die örtlichen Pfarrsekretärinnen und die Vertreter der Vor-Ort-Teams in der Pastorkonferenz als vermutete Netzwerkknoten angesprochen: Wo sehen Sie Armut? Wer in der Gemeinde, im Dorf, wäre wichtig, könnte etwas dazu sagen oder mitmachen? Während die Gespräche mit den Netzwerkern inhaltlich sehr intensiv waren, zeigte sich dann bei den katholischen Strukturen vor Ort eine „hohe Praxisorientierung“: „Sagen Sie uns, was Sie von uns wollen und wir suchen die Ehrenamtlichen!“ oder „Wenn es klar ist, dass der Bedarf für eine Mutter-Kind-Gruppe da ist, dann kommen Sie wieder und ich spreche dann den Kirchenvorstand an.“ Es war auch kein Problem, durch die Kirche vor Ort Kontakte z.B. zum Ortsvorsteher oder den evangelischen Brüdern und Schwestern herzustellen. Irgendwelche theoretischen Zusammenhänge und Begründungen, wieso es jetzt gut wäre, dass Kirche sich engagieren soll, interessierten niemanden. Das mag einerseits an der Ermüdung durch den Sitzungskatholizismus liegen, andererseits daran, dass die Projektaktionen konkret oder fassbar waren. Diese Praxisorientierung machte es jedoch auch schwierig, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen, was lokale Kirchenentwicklung meinen könnte. Ablehnung haben

wir nicht erfahren, häufig aber eine Mischung aus Überforderung der Ehrenamtlichen mit der Aufrechterhaltung des Laufenden und einem Interesse an einem neuen Prozess, weil es ganz konkret um den Raum geht, in dem die Menschen leben. Interessant war, dass diese Projekte von „außen“ (Öffentlichkeit und andere Engagierte) so gesehen werden, dass die katholische Kirche sich engagiert und sich damit auch verändert. Von „innen“ her ist es eher so, dass die Motivation der „Kernkatholiken“ die ist, etwas Gutes zu tun und weil „man ja etwas für sein Dorf tut, in dem man wohnt“. Dass dies etwas mit der Kirche zu tun haben könnte, für die man mit seinem Engagement steht, war weniger im Vordergrund. Ein Zusammenhang mit dem Auftrag Jesu ist eher nicht im Bewusstsein. Damit wiederholt sich die Frage der Notwendigkeit der Deutung des Handelns für andere als Ort von Kirche, wie oben im Bereich der Institutionen angesprochen. Bemerkenswert war, dass sich unter den Ehrenamtlichen auch der eine oder andere als katholisch entpuppte, ohne bisher „aufgefallen“ zu sein, aber mit der gleichen Motivationslage: etwas Gutes tun zu wollen. Ein Schatz, den es noch zu heben gilt. Dort wo Kirche vor Ort zu klein ist, oder es den Bedürfnissen der Ehrenamtlichen nicht entspricht, probieren wir den Menschen im Caritasverband eine Heimat zu geben.

In diesem knappen Jahr wurden zwei Schulfrühstücke und ein Kinder- und Jugendtreff aufgebaut. Konkrete Planungen gibt es für ein Friedhofsmobil, einen Dorfladen, zwei Ehrenamtssprechstunden durch Betroffene an einem sozialen Mittagstisch bzw. Kleiderladen und Nachhilfe für Kinder. In allen Fällen sind dies Kooperationen mit den verschiedensten Gruppen und Hereinnahme Einzelner innerhalb und außerhalb von Kirche. Dies ist ein Zwischenstand, unser Projekt in Goslar hat noch zwei Jahre vor sich. Ich freue mich darauf, denn es ist zu sehen, dass „Neues Leben“ wächst (Motto der Kirchen auf dem Niedersachsentag 2013 in Goslar).

„Charismen leben – Kirche sein“

Ein Blick auf die lokale Kirchenentwicklung im Bistum Hildesheim aus der Perspektive des kfd-Bewusstseinsbildungsprozesses

Die ehemalige Bundesvorsitzende der kfd, Magdalena Bogner, beschreibt Konvergenzen zwischen dem Prozess „Charismen leben – Kirche sein“ der Kath. Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) und den Prozessen lokaler Kirchenentwicklung im Bistum Hildesheim, formuliert aber auch kritische Anfragen an das von Hennecke dargelegte Konzept.

Mit großer Sympathie nehme ich die Darstellung und die Überlegungen zur Kirchenentwicklung im Bistum Hildesheim wahr: Der pastoraltheologische Ansatz und die ersten Schritte wecken unmittelbare Assoziationen zu den grundsätzlichen Überlegungen, zum theologischen Ansatz und zu den Schritten des Bewusstseinsbildungsprozesses „Charismen leben – Kirche sein“, für den sich die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) 2005 entschieden hatte und der sich ab 2006 auf breiter Ebene im Verband entfalten sollte (vgl. kfd-Bewusstseinsbildungs-Prozess).

1. Zum Hintergrund des Prozesses

Einige Vorbemerkungen zur kfd: Sie versteht sich als kirchlicher Frauenverband mit derzeit ca. 570.000 Mitgliedern, die sich ausdrücklich zu einer „Gemeinschaft in der Nachfolge Jesu Christi“ zählen und „am Dienst der Kirche verantwortlich teilnehmen“ wollen, so formuliert es die Präambel der Verbandsatzung (vgl. Satzung der kfd, 2). Die kfd ist in 21 Diözesen Deutschlands in mehr ca. 5.700 Pfarreien vertreten und lehnt sich in ihren Verbandsstrukturen an die kirchlichen Gliederungsstrukturen an. Im Jahr 1999 hatten die fast 400 Delegierten aus allen Diözesanverbänden im programmatischen Beschluss der „Leitlinien '99“ die Zulassung von Frauen zu allen Diensten und Ämtern gefordert. Nach Aufforderung der Deutschen Bischofskonferenz, diese Forderung zu ändern, da sie kirchlicher Lehre widerspreche, setzte im Verband eine intensive Diskussion ein, die wegführte von der Zuspitzung auf die Ämterfrage hin zu den Fragen: Was braucht unsere Kirche heute, wenn die Botschaft Jesu Christi alle Menschen erreichen soll? Was können und müssen Frauen mit ihren spezifischen Begabungen dazu beitragen?

2. Das kfd-Projekt und seine Entwicklung

Auf dieser Grundlage entwickelte sich von neuem eine Schärfung des Bewusstseins, den Verband als „Lebensraum Kirche“ zu verstehen mit dem Ziel, Frauen zu stärken, ihre Charismen zu entdecken, zu entfalten und selbstbewusst in Kirche und Gesellschaft einzubringen. Ausdrücklich wurde die Zielrichtung verändert: Ziel war nicht mehr einzig eine Forderung nach außen, sondern ein bewusster Blick auf den eigenen Standort, das eigene Bewusstsein christlicher Existenz. Logischerweise verstand sich deshalb das auf mehrere Jahre hin angelegte Projekt als Bewusstseinsbildungs-Prozess, der dem Dreischritt „sehen - urteilen – handeln“ folgen sollte. Mit Hilfe von neu erstellten Arbeitsmaterialien und durch Befähigung von Mitarbeiterinnen sollten Frauen ermutigt und dafür geöffnet werden, von den Möglichkeiten, aber auch von den Grenzen zu sprechen, die sie erfahren, wenn sie sich ihrer durch die Taufe aufgetragenen Berufung bewusst werden.

Dieser Bewusstseinsbildungsprozess war breit angelegt, d.h. die Gespräche sollten in allen kfd-Basisgruppen geführt werden. Er zielte darauf ab, von neuem die Bedeutung von Taufe und Firmung in den Frauen zu wecken, daraus Rückschlüsse zu ziehen für ein neues Bewusstsein von Kirche und selbstbewusst wahrzunehmen, was der Entfaltung kirchlichen Lebens dient.

So wurden Frauen in dieser ersten Prozessphase auf der Pfarrebene dazu angeregt, ihre eigenen Fähigkeiten und Talente zu sehen, diese zu würdigen, sie auch in Worte zu fassen und sich damit ihrer Charismen (der von Gott geschenkten Gaben und Fähigkeiten) bewusst zu werden. Dabei wurde offensichtlich, dass sie an Grenzen stießen, die unüberwindbar schienen: persönliche, aber auch institutionelle und strukturelle.

Die erste Phase wurde abgeschlossen mit zwei wissenschaftlichen Untersuchungen, basierend auf einer quantitativen und einer qualitativen Umfrage. Diese repräsentativen Erhebungen hatten das Ziel, kirchliche Erfahrungen von Frauen zu erheben und sowohl Entwicklung wie Reflexionsgrad der Bewusstseinsbildung anzufragen. Die Auswertung der repräsentativen Erhebungen leitete über zur zweiten Phase, der des Urteilens: Aus der Perspektive verschiedener theologischer Disziplinen wurden Herausforderungen für die künftige kfd-Arbeit als Kirche, als Gemeinschaft der Getauften, formuliert. Es wurden Möglichkeiten ausgelotet, die Vielfalt der Charismen von Frauen zu fördern und bestehende Hindernisse zu überwinden. Die gewonnen Erkenntnisse mündeten in Handlungsoptionen für gesamtkirchliche Entwicklungsschritte, die schließlich in der dritten Phase des Bewusstseinsbildungs-Prozesses konkretisiert und umgesetzt werden sollten. Eine Veranstaltung unter dem Titel „Aufbruch ins Handeln“ im Februar 2008 in Mainz setzte den Beginn dieser Umsetzungsphase von Handlungsoptionen. Sie sollten helfen, basierend auf einer neu entwickelten Verantwortlichkeit der in Taufe und Firmung erhaltenen Zusagen, auch die Gestaltungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten von Frauen in der Kirche zu



Magdalena Bogner war Religionslehrerin, bis 2008 Bundesvorsitzende der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) und bis 2009 Vizepräsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK).

verbessern. Dazu sollte besonders der Dialog mit anderen, vor allem Kirchenverantwortlichen in den Diözesen und auf Ebene der Bischofskonferenz gesucht werden. Ein neues Bewusstsein von Kirchlichkeit leben zu können – das war die Perspektive (vgl. Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands 2008).

3. Die gemeinsamen Ansätze

„Innere Kirchenentwicklung“ lese ich als entscheidendes Stichwort in Christian Henneckes Beitrag zu „lokaler Kirchenentwicklung im Bistum Hildesheim“. Dieses trifft die Absicht des genannten kfd-Prozesses. Die Frauengemeinschaften vor Ort, aber auch die kfd als Verband sind eigener Ort des Kircheseins: Hier leben Frauen in Gemeinschaft die Botschaft des Evangeliums und lassen sich ein auf „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ der Menschen, die mit ihnen in naher oder ferner Verbundenheit leben. Hier teilen sie nicht nur ihre Glaubenserfahrungen, die immer auch Lebenserfahrungen sind, sondern suchen gemeinsam danach, an der Seite derer aufzutauchen, die der Unterstützung, der Begleitung, Beratung oder Anwaltschaft bedürfen. Das geschieht auf vielfältige Weise: z. B. im Einsatz für gerechte Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen, im verantwortlichen Handeln gegenüber denen, die als Fremde in unser Land kommen, in der Begleitung von Pflegebedürftigen oder Frauen, denen Gewalt angetan wurde.

Wenn Christian Hennecke als Ziel der lokalen Kirchenentwicklung die Prägung und Konturierung des Taufbewusstseins nennt, dann stimmt dies überein mit dem Ziel, das sich die kfd in ihrem Prozess „Charismen leben – Kirche sein“ gesetzt hat. So wurde in den einzelnen kfd-Gruppen ganz zu Beginn des Prozesses zur Reflexion über die eigene Taufe und Firmung herausgefordert: Es sollte darum gehen, die Zusage, die diese Sakramente zu gelingendem Leben geben, neu zu verstehen und anzunehmen, damit jede einzelne Frau und die Gemeinschaft als ganze dem sich daraus ergebenden Auftrag zu einem Leben, das aus dem Geschenk der Hoffnung und Liebe lebt, gerecht werden kann. Diese Reflexion der Taufwürde ist zugleich Entfaltung des gemeinsamen Priestertums, in dem sich das Wesen des Kircheseins in seinen Grundvollzügen von Verkündigung, Dienst am Nächsten und Gottes-Dienst vollzieht. Im Bewusstsein der Taufe zu leben heißt: sich dem Leben in Aufmerksamkeit zuzuwenden, heißt: einzuüben, das Leben gleichsam mit den Augen Gottes zu sehen, so wie es in der Tradition christlichen Glaubenslebens viele Frauen und Männer vorgelebt haben. Im Bewusstsein der Taufe zu leben heißt auch, die eigenen Gaben und Fähigkeiten als Geschenk anzunehmen, nicht zur Steigerung eigenen Ansehens, sondern sie zu verstehen als etwas, das den Menschen zugute kommt, das der Gemeinschaft dient und von ihr wertgeschätzt und gefördert wird. Im Bewusstsein der Taufe zu leben bedeutet, mit hoher Sensibilität hinzusehen, was Menschen brauchen, zuzuhören, was Menschen bewegt, sich hineinzufühlen in ihre Lebenserfahrungen und eine Sprache zu sprechen, die sie verstehen können. Ob dieser Anspruch im Alltag immer bewusst ist und versucht wird zu leben, ist durchaus kritisch anzufragen. Vermutlich bedarf es dazu noch besserer Vernetzung mit vielen kirchlichen Akteuren, der Stärkung durch kirchliche Leitungsverantwortliche oder vertiefter spiritueller Reflexion und Praxis.

4. Gelebte Charismen verändern Kirche

Die eigenen Charismen zu entdecken, sie wahrzunehmen und zu leben, das zeichnet das Bild von Kirche aus, wie sie tatsächlich sein soll. Nur so kann zum Tragen kommen, was Kirche allen Menschen sein soll. Das war die Grundüberzeugung, aus der heraus der Prozess der kfd entstanden war. Das verstehe ich in den Ausführungen von Hennecke als Grundlage für eine Kirchenentwicklung, die zukunftsfähig ist und aus dem Geist des Evangeliums wächst. Doch mir scheinen einige kritische Punkte anmerkenswert.

„Umfassende Bewusstseinsprozesse müssen für alle Glieder des Gottesvolkes gewagt werden“, so Hennecke. Verlangt nicht der skizzierte Bewusstseinsprozess einen gewissen Gleichschritt bei den verschiedenen Gliedern des Gottesvolkes? Ich nehme wahr, dass der Aufbruch innerhalb der kfd vor einigen Jahren über die Grenzen des Verbandes hinaus viel zu wenig eingebettet werden konnte in eine gesamtkirchliche Bewegung. So versandete manch gute Quelle wieder. Leitungsverantwortliche – wo immer sie tätig sind, ob auf örtlicher oder überörtlicher Ebene – können ihrer Leitungsverantwortung nur gerecht werden, wenn sie sich selbst einem solchen Bewusstseinsprozess aussetzen und es als ihre Leitungsaufgabe ansehen, aus einer hörenden Haltung heraus Charismen zu entdecken und zum Tragen kommen zu lassen. Das bedeutet: Die Förderung und Verknüpfung von Charismen als herausragende Leitungsaufgabe ist ein eigenes Charisma. Kommt es immer zum Tragen oder ist es wirklich allen Leitungsverantwortlichen geschenkt? Die Rolle von Priestern und allen kirchlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ist damit angefragt. Denn der Dienst an den Diensten bedeutet vor allem, sich überraschen zu lassen von dem, was Gottes Geist seinem Volk schenkt – auch zumutet – und entsprechend zu handeln. Können derzeitige (oder auch manche neu geplante) kirchliche Strukturen dies auch wirklich zum Tragen kommen lassen?

Wenn alle Glieder des Gottesvolkes lernen, die in Taufe und Firmung geschenkten Charismen zu entdecken und zu leben, dann verlangt dies auch, sie sich gegenseitig zuzusprechen, sie einander zu „gönnen“ und sich selbst immer wieder neu kritisch anzufragen, aus welchem Grund heraus die jeweilige Tätigkeit geschieht. Es bedeutet, Konkurrenzverhalten einzutauschen gegen Vertrauen in das Wirken göttlichen Geistes. Es bedeutet, wachsam und mutig Entgleisungen beim Namen zu nennen und einander zu bestärken, dem Ruf Gottes treu zu sein. Denn es gilt mit selbstbewusstem Blick alles wahrzunehmen, was der Entfaltung der Gemeinde dient. Und es stellt die Verantwortlichen vor die Herausforderung, neue Formen und Arten von Beauftragung zu suchen und zu geben. So ist das ganze Gottesvolk herausgefordert, sich einem Wandel weg von der Versorgermentalität hin zur Eigenverantwortlichkeit zu stellen. Stößt dies aber nicht an Grenzen der Organisierbarkeit?

Der derzeitige Dialogprozess in unserer deutschen Kirche möge sich weiterentwickeln aus

Literatur

Der kfd-Bewusstseinsbildungsprozess „Charismen leben – Kirche sein“, unter www.kfd-bundesverband.de/projekte/archiv/charismen-leben-kirche-sein.html (Abruf 13.09.2013).

Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (Hg.), Eine jede hat ihre Gaben. Studien, Positionen und Perspektiven zur Situation von Frauen in der Kirche, Ostfildern 2008.

Satzung der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) – Bundesverband e. V. (Stand: 2012), unter www.kfd-bundesverband.de/fileadmin/Bilder/Die_kfd/Satzung/kfd-

dieser Haltung der gegenseitigen Wahrnehmung, des Vertrauens in die Zumutungen und Geschenke Gottes und aus der Gewissheit, dass Gott seiner Kirche zu jeder Zeit die Charismen schenkt, die sie braucht. Vielleicht konstatieren wir Mangel, wo es gar keinen gibt, und übersehen unsere wirklichen Defizite.

Satzungen%202012_Download.pdf
(abgerufen 13.09.2013).

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Redaktion

>> Übersicht > Ausgabe 2 | 2013 > Lokale Kirchenentwicklung > Gott – „all inclusive“: Ein Blick aus der Perspektive eines kirchlichen Jugendverbands



Gott – „all inclusive“: Ein Blick aus der Perspektive eines kirchlichen Jugendverbands

Peter Otten schaut vom Horizont eines Jugendverbands auf Christian Hennekes Artikel – und stellt eine grundsätzliche Anfrage an seinen Ansatz: Ist die Betonung der Taufwürde nicht noch zu sehr vom Gedanken der Exklusion bestimmt, der die Bedeutsamkeit eines jeden anderen noch unterschätzt?

Intro

23.7.2013, 21:00 Uhr

Die Libelle, die ich gestern am Terrassenfenster sah und der ich den Weg ins Freie mehrfach gewiesen hatte, bis sie für mich nicht mehr zu finden war: Jetzt liegt sie auf den Fliesen. Ich beobachte das Wunderwerk auf dem Boden. Es liegt in den letzten Zügen. Nur ein Beinchen zuckt noch. Oder auch nicht. Ich trage das Insekt vorsichtig in eine windgeschützte Ecke der Terrasse. Ich platziere einen winzigen Wassertropfen nah an seinen Mund und beobachte lange die vielleicht nur noch vom Wind bewegten Arme.

Sie ist tot.

Ich schiebe den Leichnam in eine Streichholzschachtel. Mit C. bestatte ich die Libelle am Ufer.

(Wolfgang Herrndorf)

Wenn die Kirche auf sich selbst bezogen ist, ohne es zu bemerken, glaubt sie, sie selbst besäße das Licht; dann verliert sie ihr „mysterium lunae“ und verfällt der so schrecklichen Misere spiritueller Weltlichkeit, jenem Lebensstil, bei dem man sich nur gegenseitig Ehre erweist. Um es vereinfacht zu sagen: Es gibt zwei Ansichten von der Kirche: die evangelisierende Kirche, die aus sich herausgeht, „Gottes Wort voll Ehrfurcht hörend und voll Zuversicht verkündigend“, und die verweltlichte Kirche, die in sich, aus sich und für sich selber lebt.

(Papst Franziskus)

Track 2: Sonne und Mond

Papst Franziskus malt in seinem Referat, das er vor seiner Wahl gehalten haben soll, zwei Kirchenbilder: In dem einen dreht sich die Kirche um sich selbst. Sie ist ihre eigene Sonne: mit ihren Riten und Regeln, Sätzen und Schätzen, Gottesdiensten und Gebeten. Diese narzisstische selbstbezogene Kirche wird daran interessiert sein, dass sie selbst groß wird, und wenn sie schon nicht groß wird, wenigstens groß zu erscheinen. Es ist eine Kirche des „um zu“ mit einem einzigen Zweck: sich selbst die Ehre zu erweisen. Diese Kirche, die sich vermeintlich konsequent aus der Welt zurückzieht, gerade die nennt der Papst „verweltlicht“. Das andere Bild ist das Bild einer evangelisierenden Kirche, wie der Papst sagt. Das bedeutet, dass sie sich vom Licht des Evangeliums wie der Mond bescheinen lässt. Sie weiß, dass sie nichts ist ohne das Wort Gottes, dass sie „hört und voll Zuversicht verkündet“ – also nicht für sich behält. Und das meint, modern gesagt, eine große Offenheit: Sie weiß, dass sie nichts ist ohne das Andere, den Anderen, ja, das Fremde gar, die andere Perspektive. Das Gegenüber.

Track 3: Offenheit

Fromm gesagt: Die Wahrheit, „die euch frei macht“, ist nichts zum Besitzen. Sie steht in keinem Katechismus, auch in keiner Taufurkunde. Sie wird in keinem katechetischen Prozess, in keinem religiösen Gespräch eingetrüfelt. Sondern sie wird geschenkt, jeden Tag und jede Stunde neu und, ja, das auch: fremd und anders. Sie kommt immer von anderen her, bisweilen und mehr als gedacht vom Fremden, und manchmal so unverhofft und zerbrechlich wie in dieser kleinen Geschichte vom Ende einer Libelle, die auch einen säkularen Schriftsteller plötzlich zum Propheten des Lebens macht. Es ist diese Haltung der offenen Perspektive, die interessant ist: für die Welt, aber für die Christinnen und Christen auch, die diesen Zeugnissen offen und mit Neugier begegnen. Diese offene Perspektive, die damit rechnet, dass das Reich Gottes anbricht, wann und wo Gott will – sie ist unverzichtbar für die Kirche und unverzichtbar auch für einen Verband wie die KjG. Denn die offene Perspektive ist die Perspektive Gottes.

Track 4: Der Andere ist meine Chance

Franziskus möchte die Welt mit dieser Perspektive Gottes betrachtet wissen. Er will keine exklusive Kirche, sondern eine inklusive, die damit rechnet, dass der (jeder) andere bedeutsam ist – und zwar tatsächlich. Bedeutsam in den Augen Gottes. Bedeutsam aber auch für mein eigenes Leben und sein Gelingen. Fromm gesagt: ein Kind Gottes ist, das mir selbst den Weg zu Gott und zum anderen zeigen kann. Eine Kirche, die damit rechnet, dass in den Biographien der Anderen Spuren verborgen sind, die mich tragen und mein Leben groß machen.

Track 5: Charisma

Und diese Spuren sind nicht immer nur Spuren von Innerlichkeit. Beim Weltjugendtag in Rio de Janeiro sagte Papst Franziskus zu den Jugendlichen: „Macht doch eine Revolution.“ Der



Peter Otten ist Pastoralreferent im Erzbistum Köln und geistlicher Leiter der Katholischen jungen Gemeinde (KjG) – Diözesanverband Köln.

Kontext ließ darauf schließen, dass er nicht eine eher metaphorische Revolution der Liebe meinte, sondern das tatsächliche Rütteln an realen ökonomischen und sozialen Verhältnissen, die Menschen benachteiligen, ausbeuten, töten. Was meinen wir also, wenn wir von Charismen (beispielsweise im Rahmen von charismenorientierter Pastoral) sprechen? Auch das pragmatische Anpacken und die stille oder laute Solidarität? Meinen wir auch den, der im KJG-Ferienlager Vollgas gibt und dann wieder ein Jahr untertaucht? Oder anders gesagt: Welche Weite hat unser Fragen nach Berufung? Ist das immer innerlich oder innerinstitutionell (innerverbandlich, innerkirchlich, gar innerkonfessionell) oder rein spirituell gemeint? Oder können Menschen außerhalb der kirchlichen Institution auch ein jesuanisches Charisma haben? Und wenn ja: Was bedeutet das für ihn? Für die Kirche? Hat charismatisches Handeln nicht immer auch eine politische Seite? Ist da nicht auch der Blick auf den Sozialraum wichtig? Um wessen Wohlergehen geht es dann? Um das derjenigen, die vermeintlich nicht dazugehören? Und ist die Zuwendung von der Art wie Gott selbst, nämlich „gratuité“ – also ein Geschenk der Überfülle? Oder gibt es die (unausgesprochene) Erwartung, dass der, der „profitieren“ will, auch bestimmte Standards des Engagements – in der Kirche, in der Gemeinde, in der KJG – oder bestimmte spirituelle geschweige denn moralische Standards erfüllt? Wenn ja, muss klar sein: Das ist nicht im Sinne Jesu. Inklusivität kann auch radikale Selbstäußerung bedeuten, wie es die Dramaturgie der Evangelien zeigt. Erst der Andere. Dann noch ein Anderer. Und so weiter. Und dann, irgendwann, die Institution, die dienende Struktur.

Track 6: Identität oder Ideologie

Daraus folgt: Egal, wie sich die Kirche in Form und Strukturen verändert – sie muss sich inklusiv, niemals exklusiv verstehen. Die Betonung dessen, dass ich mich vom Anderen unterscheide, so formuliert es Hans-Joachim Höhn, führt dazu, gar nicht mehr damit zu rechnen, dass mich und den Anderen etwas verbindet, dass wir etwas gemeinsam haben. Ein so genanntes Alleinstellungsmerkmal wird dann – theologisch verkleidet – dazu benutzt, sich vom anderen abzusetzen. „Offenkundig wird bei dieser Strategie, sich im weltanschaulichen Pluralismus behaupten zu wollen, vorausgesetzt, dass die Identität der Kirche nur durch die Markierung einer Differenz verdeutlicht werden kann. Man sorgt sich um die Identität jener, die (noch) zur Kirche gehören, und stärkt diese durch die Verstärkung einer Differenz zu den „Außenstehenden“. Identität „nach innen“ wird hier durch eine Differenz „nach außen“ gefestigt. (...) In diesem Stil soziale und religiöse Eigenbrötlei zu pflegen, ist aber keine angemessenen Weise, Öffentlichkeitsarbeit für das Evangelium zu betreiben. Die Kirche mag angesichts sinkender Mitgliedszahlen kleiner werden. Sie kann es sich aber vom Evangelium her nicht erlauben, in Fragen des solidarischen Miteinanders kleinlich zu werden.“ (Höhn, 2f) Das Alleinstellungsmerkmal des Christentum sieht Höhn gerade in der Inklusion: „Das entscheidend Christliche besteht in der Botschaft, dass alle Menschen unterschiedslos Adressaten einer unbedingten Zuwendung Gottes sind. Darin liegt seine Identität. Wer dagegen Identität durch Unterschiede definiert, muss immer auch ausscheiden und ausschließen. Wer aber allein durch den Vorgang des Ausschließens seine Identität wahren will, gerät in die Nähe zur Ideologie.“ (Ebd.) Wer aber Adressat ist, kann auch Zeuge sein.

Track 7: Staunen

Mit der inklusiven Perspektive steht und fällt alles. Sie ist entscheidend für das Gelingen oder Misslingen jeder kirchlichen Struktur, vielmehr noch: für das Erfüllen oder Verfehlen des Auftrags Jesu, das schon angebrochene Reich Gottes zu verkünden. Wenn Christian Hennecke schreibt, es gehe bei Lokaler Kirchenentwicklung um einen geistlichen Entwicklungsprozess „zugunsten der Getauften, ihrer örtlichen Gemeinden, der Prozesse des Christwerdens und des Wachstums neuer Gemeindeformen“ – so scheint er den Sinn kirchlicher Pastoral zunächst eher exklusiv zu verstehen. Oder anders gesagt: Hennecke will Inklusion und Gleichheit nach innen (als Basis dient die gemeinsame Taufwürde), um Exklusivität nach außen zu gewinnen. Dabei ist die Gleichheit nach innen nicht durchzuhalten (Amt) und fördert darüber hinaus eine Art von Überzeugungstätermentalität: wir und die anderen. Bleibt die viel beschworene gemeinsame Taufwürde dann nicht doch die exklusive Eintrittskarte für diesen Club der Seligen? Natürlich ist Lokale Kirchenentwicklung auch ein geistlicher Entwicklungsprozess. Er darf es aber nicht in dem Sinne sein, dass es nur drinnen oder draußen gibt. „Gottes Wirken hängt nicht ab von den Mitgliedszahlen seiner Kirche“, hat der Innsbrucker Pastoraltheologe Christian Bauer gesagt (Dambacher 2012). Bei Jesus habe es Menschen mit einer Art abgestufter Zugehörigkeit gegeben. Es gab den Zwölferteil der Apostel. Vielleicht so etwas wie die Stammspieler im Sport. Dann gab es den Kreis der 72 Jüngerinnen und Jünger, den das Neue Testament bezeugt. Und dann hat Bauer noch etwas Interessantes gesagt: „Es gab sogar die, denen Jesus nur ein einziges Mal begegnet ist.“ Und: „Obwohl er sie in keine seiner Gruppen berufen hat, haben sie doch vollgültiges Heil erfahren“. Bauer meinte Menschen, die wie Zachäus auf den Bäumen sitzen und beobachten. Oder die, die die Apostelgeschichte als „Ring staunender Menschen“ beschreibt. Oder vielleicht reicht ein Blick auf die kanaanaische Frau (Mt 5,23). Sie berührt Jesus flüchtig und wird geheilt. Und dann schickt Jesus sie wieder nach Hause. Heute würde die Frau Gefahr laufen, sofort rekrutiert zu werden: für den Pfarrgemeinderat, die KJG – oder für einen katechetischen Gesprächsprozess. „Die kanaanaische Frau stillt ihre Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Christus in einem einzigen Moment“, sagt Michael Hochschild, „der dennoch ewig dauert, weil sie von ihrem Leiden fortan geheilt ist, der aber dennoch nicht zur Teilnahme an der üblichen Vergemeinschaftung des Christentums führt, sondern fast eine besondere Form der Exklusivität mit Jesus andeutet.“ (Hochschild 2001, 94) Diese Perspektive Jesu gilt es zu beachten: Ist er nicht vielleicht schon längst am Werk, wo Christen meinen, in katechetischen Unterweisungen erst noch das Unkraut jäten zu müssen?

Track 8: Lebensraumorientierung

In Zukunft müsste es also eher um inklusive, eher sozial- und lebensraumorientierte Pastoral gehen. Ein Beispiel: In den Vereinigten Staaten scheinen sich die Kirchen zunehmend auch mit den Folgen des demographischen Wandels zu beschäftigen. Sie haben gemerkt, dass dies auch ihr Thema ist – weil sie als Gemeinden eben auch Teil eines Quartiers sind, in dem diese

Menschen leben. Kirchengemeinden bilden dort mitunter eine „Caring Community“ in Kooperation mit der Kommune und mit professionellen Pflegediensten, um die Altenpflege des Quartiers mit zu organisieren. Ein anderes Beispiel: Im Kölner Osten organisiert die KJG Geburtstage für Kinder, die in derart kleinen Wohnungen leben, dass sie sich genießen, Kinder zu einer Party einzuladen, oder die schlicht kein Geld haben, ihre Freundinnen und Freunde zu einem kommerziellen Anbieter einzuladen. Diese KJG ist Teil einer inklusiven lebensraumorientierten Pastoral. Sie tun das Evangelium einfach und vollziehen das Gleichnis vom himmlischen Gastmahl, bei dem der Arme nicht mehr unter dem Tisch sitzen muss, einfach nach. Hier arbeitet die Kirche nicht zugunsten der Getauften oder ihrer örtlichen Gemeindeformen, sondern weil die Christen davon überzeugt sind, im Anderen in das Antlitz Gottes zu schauen (auch wenn die Kinder und Jugendlichen diesen Gedanken sicher nicht bis in alle Einzelheiten reflektieren). Dies zu Ende gedacht zeigt auch, dass feste kirchliche Strukturen – die territorial verstandene Gemeinde, aber auch Verbände – wichtige kirchliche Sozialformen bleiben, vorausgesetzt, man versteht die Mitwirkung am sozialen und kulturellen Gefüge eines Quartiers als möglichen jesuanischen Auftrag. Hennecke schreibt: „Dort, wo Christen sich wirklich auf die ‚Freude und Hoffnung, Trauer und Angst‘ (GS 1) einlassen, dort kommt es zur Bildung kirchlicher Lebensräume. Dies allerdings nicht von selbst: immer mehr wird deutlich, dass auch hier ein prozesshaftes Vorgehen notwendig wird, das sich an Kriterien orientieren muss: Was macht denn eine kirchliche Schule zu einem Ort des Kircheseins? Wie kann man evaluieren, ob ein katholischer Kindergarten wirklich „Kleine Kirche“ ist?“ Mit guten Gründen kann man dem entgegen: Sind die erzbischöflichen Gymnasien mit ihren Bürgertöchtern und -söhnen wirklich mehr kirchliche Orte als die Hauptschule, an der gut gebildete Christen nicht unter sich ihre Karriereplanung starten können? Was ist mit den nichtkirchlichen Schulen in den Quartieren? Den nicht-konfessionellen Kindergärten? Weht der Geist, von dem so viel die Rede ist, nicht auch dort? Kann es nicht sein, dass Spuren des Evangeliums längst da sind und Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen längst prophetische Zeugnisse?

Track 9: Unbegrenzter Kredit

Hennecke spricht von einer „Kultur des Vertrauens“, durch die der Prozess lokaler Kirchenentwicklung geprägt sei. Dabei könne man Vertrauen nicht verordnen, sondern müsse es in Beziehungen und gemeinsamen Projekten erringen. „Nicht wir“, so zitiert er aus einem Hirtenbrief des Hildesheimer Bischofs Norbert Trelle, „gestalten die Kirche; der Geist Gottes gestaltet die Kirche – in und durch uns.“ Auf Gott zu hören und ihm zu vertrauen sei die Grundlage für das zukünftige kirchliche Leben. Und dann bittet der Bischof um das Vertrauen der Menschen in seinem Bistum: „Wenn ich an bestimmten Stellen Vorgaben für die Prozesse Lokaler Kirchenentwicklung machen werde“, dann tue er dies, um nach dem Maßstab des Evangeliums Orientierung zu geben. Vertrauen bedeutet also keinen unbegrenzten Kredit.

Hier wird klar, dass die Offenheit des Prozesses einerseits und kirchliches Lehramt/Tradition andererseits in einer Spannung stehen. Die definierte Gleichheit aller Gläubigen, die sich aus der gemeinsamen Taufwürde ergibt, findet irgendwann ihre Grenze – in jedem Fall in Leitungs- und Ämterfragen. Ein Bistumsmitarbeiter erzählte einmal das Beispiel von Erzieherinnen in einem Familienzentrum, die sich mit anderen interessierten Frauen treffen, gemeinsam in der Bibel lesen und bald auch schon beginnen, Gottesdienst zu feiern. Auf meine Frage, in welcher Beziehung dazu der Ortpfarrer stehe, kam die Antwort: „Er muss dafür sorgen, dass das alles katholisch bleibt.“ Begnügen sie irgendwann, die Messe zu feiern, dann sei das eben nicht mehr katholisch. Verdienen die Frauen in dem Beispiel nicht auch Vertrauen? Verdient der Geist nicht auch Vertrauen? Oder hat er doch (patriarchalisch-strukturelle) Grenzen? Sind Charismen auf bestimmte Dinge, Berufungen und Eigenschaften begrenzt? Weht der Geist an bestimmten Orten weniger oder gar nicht – zum Beispiel in der städtischen Hauptschule oder in dem städtischen Altenheim, das in einem ehemaligen Bordell untergebracht ist, weil das Geld nicht reicht? Wenn das so ist, dann ist es besser, dies auch von vornherein deutlich zu sagen und nicht so zu tun, als sei in einer Art pneumatischem Sturm erst einmal alles möglich.

Track 10: Nähe und Weite

„It needs a village to raise a child,“ sagt ein afrikanisches Sprichwort. Es braucht also ein Netzwerk möglichst unterschiedlicher Menschen, die möglichst vielfältige Erfahrungen ermöglichen. Es braucht aber auch einen konkreten Ort. In einem Verband wie der KJG finden junge Menschen in der Regel beides: ein Netzwerk von Menschen und einen Ort. Der Ort befindet sich zunächst in einer lokalen KJG-Gruppe oder Pfarrei vor Ort. Dabei gibt es Gruppen mit unterschiedlicher Nähe und Distanz zur jeweiligen Gemeinde. Es gibt eine Nähe, wenn Jugendverbandsarbeit ein Element des jugendpastoralen Konzeptes ist, wenn die Jugendlichen wahrgenommen und wertgeschätzt werden. Es gibt eine Distanz, weil sich Jugendliche womöglich von den vorgefundenen gemeindlichen Formen emanzipieren wollen, Jugendverbandsarbeit eher keine Rolle bei den Verantwortlichen in der Gemeinde spielt oder die Jugendlichen in der KJG weniger Erfahrungen mit den kirchlichen Strukturen, Sprachspielen und der Ästhetik haben. Weil sie vielleicht Seiteneinsteiger oder Passagers sind. Der Ort kann sich aber auch auf regionaler Ebene oder gar in Veranstaltungen oder Engagements auf diözesaner Ebene befinden. Im Verband sind alle und jede anzutreffen: Karteileichen, Distanzierte, religiös Unmusikalische, Suchende, normale Christen, Katholiken, Protestanten, Engagierte, Stand-by-Mitglieder. Wichtig ist aber: Das ist gut so und darf so sein. Platt gesagt: Im Verband müssen auch diejenigen mitmachen dürfen, die nicht jeden Tag in der Bibel lesen. Und die trotzdem durch ihre jahrelange Treue in der pädagogischen Arbeit bei Gruppenstunden, Aktionstagen und Ferienlagern zu wichtigen LebensbegleiterInnen junger Menschen werden – und gerade dadurch viel vom Reich Gottes verwirklichen. „Meiner Ansicht nach“, schreibt der Pastoraltheologe Christian Bauer, „lassen sich Gemeinden (...) als stabile Orte der Nähe verstehen, die jedoch keine Orte der Enge sein dürfen, und pfarreienmissionarisch als dynamische Räume der Weite, die jedoch keine Räume der Ferne sein dürfen. Es gilt also: Nähe und Weite statt Enge und Ferne!“ (Bauer 2013, 352). Was für Pfarreien und Gemeinden gilt, gilt natürlich auch für Verbände. Wer Nähe und

Literatur

Bauer, Christian, Gott außerhalb der Pfarrgemeinde entdecken, in: Matthias Sellmann (Hr.). Gemeinde ohne

Weite zusammen denken kann, denkt inklusiv. Er kann loslassen, ist nicht vereinnahmend und stellt seine Zuneigung und Solidarität nicht unter Bedingungen. Und hat viel vom Evangelium kapiert.

[Reprise](#)

8.11. 2012, 16:04 Uhr

Meine alte Kunstprofessorin, die schlimmste, menschlich unangenehmste Person, die mir in meinem Leben begegnet ist, hat nun auch ihren von kleinen Navigationssackgassen begleiteten, gut gelungenen Internetauftritt. (...)

Einer ihrer letzten Sätze, an den ich mich erinnere, geäußert auf einer der letzten Klassenbesprechungen: „Jesus hat die Welt erlöst, das ist bewiesen.“ Auf meine Frage „Wie?“ erhielt ich nie eine Antwort.

(Wolfgang Herrndorf)

Verkündigt das Evangelium, und wenn es nötig sein sollte, dann auch mit Worten.

(Papst Franziskus)

Zukunft? Theologische Debatte und praktische Modelle, Freiburg/Br. 2013, 349-371.

Dambacher, Claudia, Kirche im Wohnzimmer, in: Stadt Gottes, Heft 7 (2012), unter www.stadtgottes.de/stago/ausgaben/2012/07/themen/Zukunft-der-Kirche.php (abgerufen 13.09.2013).

Hochschild, Michael, Auf der Schwelle in die Zukunft. Den Wandel der Kirche verstehen und mitgestalten, Stuttgart 2001.

Höhn, Hans-Joachim, Entscheidend christlich ist, was alle Menschen eint!, unter www.muenster.de/~angergun/entscheidendchristlich.pdf (abgerufen 13.09.2013).

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Redaktion

Religionsmonitor 2013: Religiosität und Zusammenleben in Deutschland

Der Religionsmonitor ist ein auf Initiative der Bertelsmann Stiftung federführend von Stefan Huber entwickeltes Messinstrument zur Erfassung der individuellen Religiosität. Es gilt als eines der elaborientesten und validesten Tools, das bei der notorisch schwierigen Frage, wie Religiosität zu messen sei, helfen kann. Denn es kombiniert die qualitative mit der quantitativen Dimension, insofern es sowohl die verschiedenen Facetten von Religiosität als auch deren mehr oder weniger starke Ausprägung im mentalen Konstruktsystem eines Menschen berücksichtigt. Es legt einen substanziellen Religionsbegriff zugrunde und kann grundsätzlich bei der Erforschung aller Religionen eingesetzt werden.

Die erste Auflage des Religionsmonitors erschien 2008; damals wurden über 21.000 Menschen aus 21 Ländern befragt (vgl. die Zusammenfassungen in euangel 2/2010 und 1/2011). Aktuell liegt nun die Fortführung dieses Projekts mit einer wiederum sehr aufwändigen Erhebung vor, bei der 14.000 Menschen aus 13 Ländern etwa 100 Fragen beantwortet haben. In dieser zweiten Auflage des Religionsmonitors steht weniger die Längsschnitt-Perspektive im Vordergrund, die nach Veränderungen im religiösen Feld im Zeitvergleich fragen würde; gravierende Unterschiede sind innerhalb eines Zeitraums von fünf Jahren auch nicht unbedingt zu erwarten. Vielmehr wurde das Messinstrument erweitert und die soziale und politische Relevanz der Religion in den Fragebogen mit einbezogen. Daher wurden zusätzlich die Bereiche der Werte, der Wahrnehmung der religiösen Vielfalt und des gesellschaftlichen Zusammenhalts thematisiert.

Eine erste Auswertung der Ergebnisse liegt in zwei Publikationen der Bertelsmann Stiftung vor: Die Daten für Deutschland analysieren die Münsteraner Religionssoziologen Detlef Pollack und Oliver Müller; einen internationalen Vergleich nimmt der Leipziger Religionssoziologe Gert Pickel vor. Weitere Publikationen mit weitergehenden Analysen für Deutschland sowie ausgewählte Länderberichte sind angekündigt. Im Folgenden werden die Ergebnisse für den deutschen Bereich knapp zusammengefasst.

Betrachtet man die Ergebnisse für die Intensität von Religiosität insgesamt, so belegen die Daten wieder einmal eindrucksvoll die Kluft zwischen Ost- und Westdeutschland, sowohl hinsichtlich der religiösen Praxis (institutionalisiert wie privat) als auch des Glaubens an Gott und der (selbsteinschätzenden) religiösen Identität. In beiden Fällen sind die positiven Antworten im Westen doppelt so hoch wie die im Osten: 22% der Westdeutschen besuchen mindestens monatlich einen Gottesdienst und 24% beten mindestens einmal täglich, während es unter den Ostdeutschen nur jeweils 12% sind. Ein Viertel (25%) der Westdeutschen geben an, nie zu beten, unter den Ostdeutschen sind es dagegen zwei Drittel (66%). Auch hinsichtlich des Glaubens an Gott sind die Differenzen ähnlich groß: 54% der Westdeutschen stufen sich als gläubig bzw. eher gläubig ein, unter den Ostdeutschen sind es 23%; die deutliche Mehrheit von fast 70% hält sich im Osten für wenig oder gar nicht gläubig. Überraschend ist allerdings, dass die Zahl der (eher) gläubigen Ostdeutschen sich seit der ersten Erhebung 2008 von 12% auf 23% erhöht hat, was dem sonst zu beobachtenden Trend entgegensteht und von den Autoren auch nicht weiter erklärt werden kann. Auch die Selbsteinschätzung als (ziemlich bzw. sehr) religiös hat sich unter den Ostdeutschen von 6% (2008) auf 12% (2013) erhöht, im Westen ist sie von 18% auf 21% gestiegen. Die spirituelle Selbsteinschätzung hat sich dagegen sowohl im Westen als auch im Osten nur geringfügig erhöht: Von 12% auf 13% im Westen und von 4% auf 6% im Osten. Sowohl im Westen wie im Osten lässt sich eine deutliche Ablehnung von Synkretismus und Dogmatismus erkennen.

Der Stellenwert der Religion im Alltag der Menschen ist im Vergleich mit anderen Lebensbereichen für viele Menschen nur gering: Die Bereiche Familie, Freunde und Freizeit werden von über 90% als sehr bzw. eher wichtig eingestuft, und auch Arbeit/Beruf und Politik sind noch wichtiger als Religion, die im Westen von 54% und im Osten von 27% als (sehr) wichtig angesehen werden; eine noch geringere Bedeutung hat nur der Bereich der Spiritualität. Dabei sind jedoch interessante Alterseffekte auszumachen: Während es bei den oben auf der Rangliste stehenden Bereichen kaum Altersunterschiede gibt, schätzen die Älteren (über 60 Jahre) Religion als deutlich wichtiger ein als die jüngste Gruppe der 16- bis 30-Jährigen (im Westen 70% gegenüber 42%, im Osten 32% gegenüber 21%). Beim Bereich der Spiritualität sind zumindest im Westen kaum Unterschiede zwischen den Altersgruppen zu erkennen (im Durchschnitt schätzen ihn 32% für wichtig ein), während die jüngere und mittlere Gruppe im Osten hier eine stärkere Zuwendung erkennen lassen als die ältere (25% bzw. 27% gegenüber nur 17% bei der älteren Gruppe).



Tobias Kläden ist Referent und stellvertretender Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Als wichtigster Prädiktor für die Erklärung individueller Religiosität und Kirchlichkeit gilt die religiöse Sozialisation – hier sind im Altersvergleich dramatische Abbruchsprozesse zu verzeichnen: In allen Altersgruppen ist der Anteil der religiös Erzogenen im Osten niedriger als der im Westen; er liegt in der ältesten Gruppe (über 66 Jahre) im Westen noch bei 70% und im Osten bei ca. 45%, um in der jüngsten Gruppe (16-25 Jahre) auf ca. 25% bzw. ca. 12% abzusinken. Während sich aber im Osten der Anteil der religiös Erzogenen schon seit einiger Zeit auf einem niedrigen Niveau von um die 15% eingependelt hat, scheint der Prozess im Westen noch nicht abgeschlossen. „Dass es vor diesem Hintergrund in nächster Zeit zu einer Renaissance der Religion in ihrer traditionellen Form kommen wird, erscheint somit eher unwahrscheinlich“ (16). Vielmehr gilt: „Fehlende religiöse Erfahrungen und nicht mehr vorhandenes religiöses Wissen führen ... ganz offensichtlich dazu, dass vielen Menschen ein Leben ohne Religion als ganz selbstverständlich erscheint“ (ebd.).

Neben dem Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschland sind auch die konfessionsspezifischen Ausprägungen der Religiosität von Interesse. Bei der Betrachtung der Intensität der Religiosität ist meist eine Abstufung „muslimisch – katholisch – evangelisch – konfessionslos“ zu beobachten. So halten 89% der Muslime, 64% der Katholiken, 58% der Protestanten und 10% der Konfessionslosen Religion für (eher bzw. sehr) wichtig. Allein bei der religiösen Praxis (Gottesdienstteilnahme) erreichen die Katholiken den höchsten Wert (33%), gefolgt von den Muslimen (30%). Bei der Frage nach dem Einfluss soziodemographischer Variablen auf die Religiosität lässt sich erkennen, dass ältere und auf dem Land lebende Menschen stärker einer „traditionellen“ (im Sinne von Gottesdienstbesuch und religiöser Selbsteinschätzung und in Abgrenzung von spiritueller Selbsteinschätzung) Form von Religiosität zuneigen; nicht bestätigen lässt sich allerdings ein Zusammenhang von (traditioneller) Religiosität und sozialer Benachteiligung.

Ein weiteres Kapitel des Religionsmonitors befasst sich mit Werten und deren Zusammenhang mit Religiosität. Hier wird versucht, das „Werteerüst“ der bundesrepublikanischen Bevölkerung zu erfassen. Bei konkreten ethisch-moralischen Fragen (Recht auf Abtreibung, Sterbehilfe, Heirat homosexueller Paare) zeigen sich zwei Konfliktlinien: Zum einen zwischen der „liberalen“ Position der christlich bzw. säkular geprägten Mehrheitsbevölkerung einerseits und der „rigideren“ Position der muslimischen Bevölkerung. Z.B. stimmen 87% der Konfessionslosen, 78% der Protestanten und 70% der Katholiken für die Möglichkeit homosexueller Paare zu heiraten, während es bei den Muslimen nur 48% sind; beim Recht auf Sterbehilfe stimmen 86% der Katholiken, aber nur 42% der Muslime zu. Zum anderen zeigt sich, so die Autoren der Studie, eine deutliche Kluft zwischen der „offiziellen“ Haltung der katholischen Kirche und ihren „einfachen“ Mitgliedern.

Bei der Herausbildung allgemeiner Werte wie Unabhängigkeit, Durchsetzungsfähigkeit, Regelbefolgung und Gerechtigkeit spielt die Familie die größte Rolle: Unter allen Sozialisationsinstanzen wird sie immer am häufigsten genannt, wenn es um die Vermittlung der genannten Werte geht, gefolgt von Schule und Freundeskreis; die religiöse Gemeinschaft wird weitaus seltener angegeben. Interkonfessionelle Differenzen scheinen dabei nur eine untergeordnete Rolle zu spielen; ebenso zeigen alle Konfessionen eine überwältigende (mindestens 80%) Zustimmung zur Demokratie als Regierungsform. Zum Stichwort „Wertewandel“ lässt sich konstatieren, dass die älteren Altersgruppen den Werten „Tradition“ und „Sicherheit“ stärker zuneigen als die jüngeren, dass jedoch Hilfsbereitschaft für alle Altersgruppen ohne größere Unterschiede der wichtigste Wert ist. Die jüngeren Altersgruppen wiederum zeigen eine höhere Zustimmung im Bereich „Hedonismus“ als die älteren.

Der zweite neu in den Religionsmonitor aufgenommene Fragenkomplex bezieht sich auf die Einstellungen zur religiösen Vielfalt in Deutschland. Hier wird eine große Aufgeschlossenheit gegenüber anderen Religionen deutlich: 87% der Westdeutschen und 78% der Ostdeutschen stimmen dem Satz zu, man sollte gegenüber allen Religionen offen sein. Dass religiöse Vielfalt eine Bereicherung ist, vertreten 61% im Westen und 57% im Osten. Gleichzeitig geben 65% im Westen und 59% im Osten an, dass die religiöse Vielfalt eine Ursache für Konflikte darstellt, was nach Meinung der Autoren für ein hohes „Problem- und Realitätsbewusstsein der deutschen Bevölkerung“ (36) spreche.

Bei der Wahrnehmung unterschiedlicher Religionen fällt auf, dass Christentum, Judentum, Buddhismus und Hinduismus überwiegend als Bereicherung und nur von Minderheiten als Bedrohung (beim Judentum aber immerhin von 19%!) wahrgenommen werden; das Christentum trifft also in Deutschland auf eine mehrheitlich positiv eingestellte Grundstimmung. Dahingegen wird der Islam von 49% der Westdeutschen und 57% der Ostdeutschen als Bedrohung wahrgenommen. Auffällig ist der hohe Wert der negativen Einstellung unter den Ostdeutschen, insbesondere da nur 2% aller Muslime in Deutschland im Osten leben. Daraus folgern die Autoren, dass es für die Einstellung zu einer (nicht-christlichen) Religion „offenbar weniger entscheidend [ist], wie genau man sie kennt ..., ausschlaggebend ist vielmehr, welches Bild von ihnen über die Medien vermittelt wird und wie man in der Familie und im Bekanntenkreis über sie redet“ (38). Weitere Analysen zeigen, dass das negativere Bild vom Islam im Osten weniger von religiösen als von sozialstrukturellen Merkmalen (Alter, geringere Bildung, subjektiv niedrigere Schichteinschätzung) abhängt.

Insgesamt zeigt sich für Deutschland folgendes Bild: „Dominant auf dem religiösen Feld sind

... nach wie vor die großen christlichen Kirchen, die allerdings an Ausstrahlungs- und Anziehungskraft verlieren. Die Pluralität unterschiedlicher religiöser Gruppierungen und Organisationen führt nicht nur zur Wahrnehmung der damit verbundenen Gewinne, sondern auch zur Wahrnehmung der Konflikthaftigkeit des Religiösen ... Die Vielfalt religiöser Gruppierungen und Organisationen führt daher zwar kaum zu einer Intensivierung der christlichen Praxis, wohl aber zu Formen der Aufwertung des Christentums auf sprachlicher Ebene“ (43).

Das letzte Kapitel des Religionsmonitors befasst sich mit „Religion und gesellschaftlichem Zusammenhalt“ und fragt danach, welchen Beitrag Religion durch den Aufbau von sozialem Kapital (freiwilliges Engagement, Vertrauen) für die gesellschaftliche Integration zu leisten imstande ist. Hier zeigt sich, dass religiöse Menschen sowohl ein stärkeres freiwilliges Engagement als auch mehr Vertrauen in andere Menschen zeigen, gleich welcher Konfession. Protestanten und Katholiken unterscheiden sich beim Engagement nicht; sie liegen mit jeweils 39% beide über den bundesdeutschen Durchschnitt von 35%. Die Daten des Religionsmonitors können jedoch nicht bestätigen, dass die religiöse Pluralisierung in besonderem Maße interpersonales Vertrauen generiert: „Gesellschaften weisen einen höheren Integrationsgrad auf, wenn sie religiös homogener sind“ (52).

Die Daten der Neuauflage des Religionsmonitors zeigen insgesamt die pastorale Herausforderung für die katholische Kirche an, sich auf eine Mehrheit ihrer Mitglieder einzustellen, die nur eine diffuse Religiosität und eine geringe, meist unreflektierte Bindung an die Kirche aufweisen.

Detlef Pollack / Olaf Müller, Religionsmonitor – verstehen was verbindet. Religiosität und Zusammenhalt in Deutschland, Gütersloh 2013 (abrufbar unter www.religionsmonitor.de)

>> Übersicht > Ausgabe 2 | 2013 > Termine & Berichte > Ehrenamtliche Katechetinnen und Katecheten und ihr Beitrag zum Sendungsauftrag der Kirche



Ehrenamtliche Katechetinnen und Katecheten und ihr Beitrag zum Sendungsauftrag der Kirche

Ein Studientag der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz

Am 4.9.2013 fand im Maternushaus in Köln eine Fachtagung der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz unter dem Leitwort „Ehrenamtliche Katechetinnen und Katecheten und ihr Beitrag zum Sendungsauftrag der Kirche“ statt. Sie knüpfte an die letztjährige Tagung zur Erwachsenenkatechese, aber auch an den Studientag der DBK im Rahmen der Herbst-Vollversammlung 2012 an. Über 70 Teilnehmer versuchten gemeinsam eine Standortbestimmung ehrenamtlicher Katechetinnen und Katecheten.

Bischof Dr. Franz-Josef Bode (Osnabrück), Vorsitzender der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz, formulierte bereits in seinem Einladungsschreiben die grundlegende Perspektive, dass „das ganze Volk Gottes ... Verantwortung für die Weitergabe des Glaubens“ trägt. Katechese ist damit nicht allein Aufgabe der hauptberuflichen Mitarbeiter oder der Priester. Vielmehr leisten ehrenamtliche Katechetinnen und Katecheten ihren ganz eigenen und wesentlichen Beitrag zum Sendungsauftrag der Kirche. „Ihr Engagement wurzelt in ihrer Würde und Sendung als Getaufte und Gefirmte und steht damit im Horizont des gemeinsamen Priestertums aller Gläubigen.“

Der Vorsitzende der Arbeitsgruppe „Katechese und Mission“ der Pastorkommission, Bischof Dr. Franz-Peter Tebartz-van Elst (Limburg), stellte in seiner Begrüßung folgerichtig die Frage nach dem Verhältnis von Haupt- und Ehrenamtlichen im Bereich der Katechese und nach Unterstützungsmöglichkeiten für Katechetinnen und Katecheten, womit u.a. die Themen Wertschätzung, Qualifizierung und Begleitung benannt waren. Auch artikulierte er die Notwendigkeit der Wahrnehmung gesamtgesellschaftliche Entwicklungen, besonders der Professionalisierungserwartungen für alle Formen ehrenamtlicher Arbeit.

Unter der Überschrift „Gnade – Freiheit – Verbindlichkeit“ gab der Münsteraner Seelsorgeamtsleiter P. Manfred Kollig ss.cc. einen einführenden Impuls. Von Bedeutung sei, so Kollig, nicht vom Mangel her zu denken, sondern von der Chance. Dabei ist immer wieder zu betonen, dass sich die Weitgabe des Glaubens nicht aus einer zusätzlichen Beauftragung, sondern aus Taufe und Firmung ableitet. Kollig machte in diesem Zusammenhang deutlich, dass die Verbindlichkeit, die kirchlichen Prozessen zu eigen sein sollte, nicht allein über Hauptamtliche hergestellt werden kann. Gerade bei der Frage nach der Relevanz des Glaubens komme das Thema Verbindlichkeit besonders zum Tragen. Auch solle die Angst vor einer möglichen Unvollständigkeit in der Katechese überwunden werden, denn „ohne die Grammatik der Einfachheit beraubt sich die Kirche der Bedingungen, die es ermöglichen, Gott in den tiefen Wassern seines Mysteriums zu ‚fischen‘“ (Papst Franziskus).

In vier Arbeitsgruppen, in denen sich jeweils ein ehrenamtlicher und ein hauptamtlicher Impulsgeber fand, konnten im Anschluss die Themen „Katechese zwischen Aufgaben- und Charismenorientierung“, „Ehrenamtliche Katecheten zwischen kontinuierlichem und projektorientiertem Engagement“, „Ehrenamtliche Katecheten zwischen Taufberufung und Professionalisierung“ und „Ehrenamtliche Katecheten jenseits der Sakramentenkatechese mit Kindern und Jugendlichen“ vertieft diskutiert werden. In einer abschließenden von Marion Schöber (dkv) moderierten Aussprache wurden die Ergebnisse der Arbeitsgruppen gebündelt und mögliche Handlungsoptionen formuliert. Dabei wurde von ehrenamtlicher Seite u.a. Ungeduld darüber zum Ausdruck gebracht, dass eine gelingende Arbeit ehrenamtlicher Katechetinnen und Katecheten bisweilen am hauptamtlichen Personal scheitern würde. Ehrenamtliche Katechetinnen und Katecheten brauchen jedoch vielmehr die Zusage, dass sie nicht nur zeitlich disponible Lückenbüsser sind für Aufgaben, die von den Hauptberuflichen nicht mehr geleistet werden können, sondern ernst genommene Mitarbeiter mit je eigenen Fähigkeiten und Charismen. Trotz der einschlägigen Programmatik des Konzils in dieser Frage wird die katholische Kirche in Deutschland in Deutschland jedoch zumeist von den Hauptamtlichen her konzipiert, die nicht für ein anderes Kirchenmodell ausgebildet wurden und oftmals nicht werden. So bleibt viel in den Strukturen „hängen“. Hauptamtliche müssen aber zuallererst „Ermöglicher“ und „Entdecker“ der Charismen sein – es braucht eine Kultur der „Begabtenförderung“. Im Ganzen ist dabei auch nicht aus dem Blick zu verlieren, dass alle Gnadengaben ihren Daseinsgrund im Aufbau der Gemeinde und im Aufbau des Reiches Gottes haben.



Markus-Liborius Hermann ist Referent der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Zum Abschluss benannte Bischof Bode, dass das „Dazwischen-sein“, das den Raum zwischen den Extrempolen, mit denen die Arbeitsgruppen überschrieben waren, strukturell bestimmte, ein zentrales Moment darstellt und für zukünftige Handlungsoptionen grundlegend sei – Kirche muss eine lebenslange Lerngemeinschaft im Glauben sein. Dabei stellt das Zueinander des gemeinsamen Priestertums die theologische und immer wieder zu verdeutlichende Basis dar. Weiter wurden als Handlungsfelder die Sprachfähigkeit des Glaubens in säkularer Welt, die „Unterscheidung der Geister“, die Differenzierung der Adressaten der Katechese und die Notwendigkeit einer geistlichen Begleitung benannt. Auch die Frage, in welchen kirchlichen Gemeinschaften die Menschen nach der Katechese Raum finden könnten, wurde thematisiert.

Zur Fachtagung im Maternushaus waren Mitglieder und Berater der Pastorkommission, Seelsorgeamtsleiter, Diözesanreferenten für Katechese, Vertreter des Deutschen Katecheten-Vereins (dkv), des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, der Orden und der Wissenschaft eingeladen.

Weltkirche ist auch hier!

Anmerkungen zu einer Tagung zu pentekostalen Bewegungen

Das Aufblühen neopentekostaler und charismatischer Bewegungen in Lateinamerika, Afrika und Asien ist für die dortigen Kirchen eine der größten derzeitigen Herausforderungen. Eine Tagung der Deutschen Bischofskonferenz in Rom befasste sich jetzt mit diesem Phänomen und brachte dazu ein eigenes Forschungsprojekt in den internationalen Diskurs. Die Entwicklungen in Übersee stellen aber auch an die Kirche in Deutschland vielfältige Anfragen.

„Evangelikale – Pfingstkirchen – Charismatiker. Neue Religiöse Bewegungen als Herausforderung für die katholische Kirche“: So war eine Tagung überschrieben, zu der die Deutsche Bischofskonferenz vom 9. bis 11. April 2013 nach Rom eingeladen hatte. Um was ging es?

Vielleicht ist es am besten, zuerst einmal – um möglichen Missverständnissen angesichts des Titels vorzubeugen – zu sagen, um was es nicht ging. Es ging nicht um Neue Religiöse Bewegungen (NRB) generell – neohinduistische Gruppen waren ebenso wenig im Fokus der Tagung wie etwa UFO-Sekten oder Neuheiden. Und innerhalb des christlichen Spektrums konzentrierte sich die Konferenz ganz klar auf pfingstlich-charismatische Strömungen außerhalb und innerhalb der herkömmlichen Kirchen.

Das wurde für den Beobachter – leider erst – im Laufe der Konferenz deutlich. Wünschenswert wäre eine terminologische Klärung gleich zu Beginn der Tagung gewesen. Erst im weiteren Verlauf holten das einige der Referenten en passant ein wenig nach: Philip Jenkins wies auf das breite Spektrum an NRBs hin, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen „evangelikal“ und „pentekostal“ thematisierte Detlef Pollack, und im Schlussreferat referierte Kardinal Koch die drei Wellen des Pentekostalismus.

Gerade die dritte Welle – der Neopentekostalismus – ist es, die (zusammen mit der zweiten Welle, den charismatischen Aufbrüchen innerhalb nicht-pfingstlicher Kirchen) die Teilnehmer umtreibt. Etwa 80 waren nach Rom gekommen – zu einer wirklich internationalen, hochkarätigen Tagung: Bischöfe, Pastoralentwickler, Sozialexperten, in den Bereichen Weltkirche, Ökumene und Mission Tätige etc., die nur zu einem kleinen Teil aus Deutschland oder Europa stammten. Und natürlich auch einige der Beteiligten am Forschungsprojekt, das der Tagung zugrunde lag.

Bereits in den 1990er Jahren war sich die Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz dessen bewusst, dass religiöse Neuaufbrüche in Lateinamerika, Afrika und Asien eine Herausforderung für die katholische Kirche darstellen. In ihrem Auftrag begann die Wissenschaftliche Arbeitsgruppe der Kommission mit einem Forschungsprojekt, dessen Kern vier exemplarische Länderstudien bilden, die (zusammen mit einer vorbereitenden Literaturstudie) von 1995 bis 2012 erschienen: für Lateinamerika zu Costa Rica, für Afrika zu Südafrika, für Asien zu den Philippinen und für Europa und Nordamerika zu Ungarn. Der Wunsch, die Erkenntnisse aus diesen vier Studien einem größeren Publikum vorzustellen, zu diskutieren und weltkirchlich fruchtbar zu machen, führte zur Konferenz in Rom.

Das Phänomen, das bei diesem globalen Blick auf die Entwicklungen im Christentum am meisten ins Auge fällt, ist das teilweise geradezu explosionsartige Aufblühen von pfingstlichen Strömungen. Südamerika z. B. ist nicht mehr der geschlossenen katholischen Kontinent, sondern pluralisiert sich religiös in raschem Tempo. In Afrika hat die traditionelle, stark magisch geprägte Religiosität in Pfingstkirchen einen neuen Lebensraum gewonnen. Auf den Philippinen ist nicht so sehr das Entstehen von protestantischen Pfingstkirchen auffällig, sondern vielmehr die Tatsache, dass innerhalb der katholischen Kirche mittlerweile 15 % der Mitglieder Charismatiker sind – und viele, die nicht charismatischen Gruppen angehören, ebenfalls eine charismatische Religiosität aufweisen.

Hier wird schon sichtbar, dass sich die Pentekostalisierung des Christentums unterschiedlich gestalten kann. So können auch die vier Länderstudien nur punktuelle Einblicke geben und nicht wirklich für jeweils einen ganzen Kontinent stehen. Geschickt haben es die Planer der Konferenz verstanden, diese Erkenntnisbasis zu erweitern und ganz unterschiedliche Erfahrungen zusammenzuführen: zum einen durch die Teilnehmenden, die aus einer Fülle von Ländern kamen, zum anderen durch die Auswahl der Referate und der Referenten: Nachdem der Münsteraner Theologe und Soziologe Karl Gabriel bereits am ersten Tag einen Überblick über die vier Länderstudien gegeben hatte, stand der zweite Tag ganz im Zeichen von Vorträgen zu den vier in den Studien behandelten Weltgegenden, die durch Korreferate von Bischöfen aus der jeweiligen Region ergänzt wurden.

So wurden bei der Tagung trotz aller regionalen und nationalen Unterschiede gemeinsame



Martin Hochholzer ist Referent der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Gegebenheiten und Entwicklungen im pentekostalen Feld sowie in den sich daraus ergebenden kirchlichen Herausforderungen deutlich. Nur einiges davon kann hier kurz und stark verallgemeinernd genannt werden:

- Frauen kommt in diesen pfingstlich-charismatischen Gemeinden und Kirchen eine besondere Rolle zu. Nicht, weil sie dort überall in gleichberechtigter Weise Führungspositionen übernehmen könnten. Aber sie zeigen sich nicht nur besonders aufgeschlossen für charismatische Formen, auch sind sie meist für die Kinder die primären Glaubensvermittler. Zudem sind strenge ethische Vorgaben, die dort vermittelt werden – z. B. kein Alkohol, keine außerehelichen Beziehungen, Familienorientierung –, für sie attraktiv, weil sich dadurch die soziale Lage ihrer Familien verbessern kann. Das „empowerment“, das Frauen in diesen Pfingstgemeinden erfahren, ist eine starke Kraft gegen den gerade in Lateinamerika immer noch allgegenwärtigen „machismo“.
- So sind Frauen es oftmals, die ihre Männer zu der neuen Gemeinde mitbringen. Auch sonst spielt Mission eine wesentliche Rolle für den Neopentekostalismus: Alle (!) sind dazu aufgerufen, neue Mitglieder zu gewinnen. Dieser missionarische Impetus trifft gerade auch Christen anderer Kirchen.
- Der Aufbau eigener Radio- und Fernsehstationen, die große Rolle mitreißender Musik und die Showmaster-Qualitäten der Gemeindeleiter zeigen: Neopentekostales Christentum ist auf breite Wirkung hin angelegt. So gehen auch die Expansionsbestrebungen einzelner Pfingstkirchen über den Heimatkontinent hinaus und erreichen auch Europa. In anderer Weise zeigte sich pentekostale „Breitenwirkung“ in einigen Staaten Westafrikas: Als dort Pfingstler an die Macht kamen, zogen pentekostale Denkmuster in teilweise hochproblematischer Weise in die Politik ein.
- Der Neopentekostalismus wird durch (Binnen-)Migration und Urbanisierung im Gefolge der Globalisierung begünstigt: Megacities wie São Paulo und Lagos sind religiös hochdynamische Hotspots, führen sie doch Millionen arbeitssuchende Menschen zusammen, die dem sozialen und religiösen Gefüge ihrer Heimat entrissen sind.
- Hier liegt eine besondere Stärke neupfingstlerisch-charismatischer Religiosität: Sie gibt eine Antwort auf die soziale (Not-)Lage dieser Menschen. Zum einen bietet sie eine religiöse und soziale Heimat, gerade auch durch das Netz an Kleingruppen mit regelmäßigen Treffen, das die großen gottesdienstlichen Versammlungen flankiert, und durch klare ethische Vorgaben. Zum anderen verheißt sie in enthusiastischer Weise Gottes Hilfe – auch in ganz konkreten, materiellen Sorgen. Die Botschaft lautet: Gott will nicht, dass ihr in eurer Not verbleibt. Diese Aufstiegsorientierung erklärt auch, weswegen der Neopentekostalismus nicht nur prekäre Schichten, sondern auch die Mittelschicht erreichen kann.
- Diese Pfingstkirchen greifen als autochthone Gründungen auch vielfach autochthone, nicht spezifisch christliche Kulturelemente auf. Die Attraktivität durch Inkulturation ist dann aber teilweise durch synkretistische Vermischung erkauft, etwa bei der Aufnahme traditioneller magischer Vorstellungen in Afrika.
- Gerade in Lateinamerika wird deutlich: Die einstige Monopolstellung der katholischen Kirche existiert nicht mehr, sie ist nun einem religiösen Markt ausgesetzt – und darauf nicht vorbereitet. Pentekostale können dort insbesondere durch das gute Betreuungsverhältnis punkten, während in der katholischen Kirche Pfarreien mit 50.000 und mehr Mitgliedern bei einer priesterzentrierten Seelsorge zur Anonymität verurteilt sind.

Die Dynamik und Stärke der (neo-)pentekostalen Bewegung ist allerdings auch mit Aspekten verbunden, die man nicht nur aus katholischer Perspektive kritisch sehen wird: Wie bereits erwähnt, integrieren viele afrikanische Pfingstkirchen den traditionellen Magie- und Geisterglauben, der damit zum einen als Erklärungsmodell für alle möglichen Notlagen dienen muss, zum anderen aber dann durch die Praktiken der Prediger (Exorzismen ...) bekämpft wird. Vielleicht noch mehr wird ein christliches Gottes- und Menschenbild verzerrt durch den „prosperity gospel“, die Verkündigung einer „Wohlstandstheologie“, die alle möglichen immateriellen und materiellen Güter (auch Häuser, Autos, Babys, Heilungen) dem verspricht, der nur genügend glaubt. Die Osnabrücker systematische Theologin und Lateinamerikaexpertin Margit Eckholt wies bei der Tagung darauf hin, dass Pfingstkirchen, die dies lehren, damit letztlich unhinterfragt kapitalistischen Denkmustern hinterherlaufen und so einer Entsolidarisierung Vorschub leisten.

Doch das notwendige Aufzeigen von problematischen Entwicklungen bei anderen sollte nicht dazu führen, die eigenen Fehler zu übersehen. „Die Kirche hat immer die Sekten, die sie verdient“, bemerkte bei der Tagung der Religions- und Weltanschauungsexperte Michael Fuß. Und die Bereitschaft der Tagungsteilnehmer, sich an die eigene Brust zu klopfen, war deutlich spürbar. In den Stärken der Pfingstkirchen erkennt die katholische Kirche ihre eigenen Schwächen. Wiederholt wurde bei der Konferenz aber auch zugegeben, dass bisher auch schon die grundlegende Aufgabe vernachlässigt wurde, diese religiösen Umbrüche erst einmal wissenschaftlich zu erfassen und die pastoralen Herausforderungen zu identifizieren.

Für wen war diese Tagung gedacht? Sie verstand sich – so war zu hören – als einen Dienst der Deutschen Bischofskonferenz für die Weltkirche: für die Bischöfe, pastoralen Fachleute etc., die in ihren Heimatländern mit dem explosionsartigen Aufblühen pfingstlerisch-charismatischer Bewegungen konfrontiert sind.

Europa stellt demgegenüber einen „Sonderfall“ dar, wie die Religionssoziologen José Casanova und Detlef Pollack betonten: Die Säkularisierung schlägt sich hier wesentlich in einer Entkirchlichung nieder, und – immer noch eine Nachwirkung des konfessionellen Zeitalters in Europa – der religiöse Markt ist durch die Dominanz der großen Kirchen begrenzt. Charismatiker und Pfingstler spielen in Ländern wie Deutschland nur eine eher marginale Rolle.

Dennoch: So ganz unbetroffen sind wir hierzulande nicht von den Entwicklungen in anderen Erdteilen. Die katholische Kirche in Deutschland ist Teil der Weltkirche, und mehr noch: Deutschland ist Teil der globalisierten Welt.

Das zeigt sich vielleicht am auffälligsten in Migrantengemeinden, die mit charismatischen

und neopentekostalen Formen Afrikanern, Lateinamerikanern etc. Beheimatung bieten. Inwieweit der missionarische Impetus dieser Gemeinden – die ja wesentlich davon leben, dass sie ein Stück weit Heimatkultur nach Deutschland verpflanzen – auch bei der angestammten Bevölkerung hierzulande greift, ist eine andere Frage. Aber solche direkten missionarischen Erfolge sind für die weitere Verbreitung (neo-)pentekostaler Formen auch nicht unbedingt nötig. Globalisierung bedeutet nämlich auch informationelle Vernetzung und den weltweiten raschen Austausch von Ideen, Formen und Ästhetiken durch moderne Medien. Dass dabei nicht nur die Grenzen von Ländern und Kontinenten, sondern auch religiöse Grenzen übersprungen werden, gilt gerade für das Pfingstertum, das – aus dem protestantischen Raum stammend – spätestens durch das Entstehen der charismatischen Bewegung in der katholischen Kirche diese Fähigkeit bewiesen hat. Mittlerweile hört man sogar davon, dass pfingstliche Religiosität für manche Hindus und Muslime attraktiv ist.

Das macht deutlich: Bei dieser grenzüberschreitenden Ausbreitung religiöser Strömungen spielen offenbar dogmatische Fragen nicht die entscheidende Rolle. Wesentlich ist, durch die Adaption dieser Strömungen eine Antwort auf Bedürfnislagen geben zu können. Dabei bedient eine Strömung wie der Pentekostalismus (andere Strömungen wären z. B. Traditionalismus, Evangelikalismus und Liberalismus) ganz unterschiedliche Bedürfnisse: soziale, materielle, spirituelle, emotionale, ästhetische ...

Wer also z. B. in Brasilien sich als Katholik einer neopentekostalen Kirche anschließt, den haben vielleicht weniger Glaubensfragen, sondern eine Sehnsucht nach emotionaler, charismatischer Ansprache und mitreißender Gemeinschaft dorthin geführt, den begeistert die Musik, den spricht die Ästhetik des Kirchenraums an etc.

Diese „weichen“ Faktoren spielen wohl eine wichtigere Rolle, als wir oftmals denken – und das gilt gerade in unserem säkularen Zeitalter. Säkularisierung bedeutet nämlich nicht nur steigende Kirchenaustritte, sondern zuerst einmal eine Emanzipierung des Staats und der Gesellschaft von Religion – und damit die Freiheit des Einzelnen, sein religiöses Leben unabhängig von obrigkeitlichem Zwang und individuell zu gestalten. Somit ist auch der „harte“ Faktor Orthodoxie (im Sinne von dogmatischer Wahrheit) gerade für religiöse „Laien“ nur ein möglicher Faktor bei der Wahl der eigenen religiösen Heimat – da mögen religiöse Autoritäten noch so sehr das Gegenteil betonen! Dieses Zurücktreten des Faktors Orthodoxie gegenüber anderen Faktoren relativiert aber bisherige Grenzziehungen zwischen den Religionen und erleichtert die Übernahme von Formen und Elementen aus anderen religiösen Kontexten.

Das gilt auch für Deutschland und die hiesige katholische Kirche. Die relativ bescheidene Mitgliederzahl der CE (Charismatische Erneuerung in der katholischen Kirche) bedeutet nicht, dass Katholiken nicht auch anderswo ihren Glauben in charismatischen Formen leben – und sei es auch nur punktuell. Enthusiastische gemeinschaftliche Glaubenserfahrungen bieten etwa auch Veranstaltungen wie der Weltjugendtag 2005 in Köln. Man findet weiterhin vereinzelt Katholiken als Mitarbeiter in sog. Healingrooms: von Christen betriebene Orte, wohin Menschen kommen können, um für sich um Heilung beten zu lassen – eine Bewegung, die eigentlich aus dem evangelikalen/pfingstlichen Raum stammt. Andere nehmen an Heilungsexerzitien teil, die charismatische Einzelgestalten leiten. Pfingstliche Kernelemente wie die Suche nach möglichst unmittelbarer Erfahrung Gottes und intensivem Glaubensleben in Gemeinschaft, verbunden mit dem Drang zur offensiven Weitergabe des Glaubens, manifestieren sich auch in nicht dezidiert charismatischen kirchlichen Strömungen.

In diesen religions- und konfessionsübergreifenden Strömungen, im Aufblühen pentekostaler Formen in der außereuropäischen Weltkirche zeigen sich menschliche Grundbedürfnisse und globale Trends, die damit auch an die katholische Kirche im „beschaulichen“ Deutschland Anfragen stellen.

Eine grundsätzliche Frage ließe sich so formulieren: Was hat die Kirche zu bieten? Oder anders formuliert: Wie positioniert sie sich auf dem religiösen Markt? Gerade am Beispiel Lateinamerika wird deutlich: Die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche ist nicht mehr selbstverständlich, sondern steht in der freien Entscheidung des Einzelnen. Unsere Pfarreien sind aber nach wie vor auf Versorgung, nicht auf Einladung ausgerichtet.

Weitere Anfragen an die katholische Kirche in Deutschland heute, die sich zwar auch auf andere Weise erschließen, aber durch die Erkenntnisse des Forschungsprojekts bzw. der Tagung in zugespitzter Weise aufdrängen, sind u. a.:

- Sind wir bereit, auch mit anderen als den klassischen ökumenischen Partnern (Mainstreamprotestanten, Orthodoxe ...) in einen Dialog einzutreten? Gerade mit den ganz jungen pentekostalen Gemeinden sind wir mit christlichen Gruppen konfrontiert, die auch über die Arbeit der ACK (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen) kaum zu erreichen sind.
- Weiterhin: Wie gehen wir mit neuen, ungewohnten (z. B. pentekostalen) Strömungen, Ästhetiken, Glaubensformen innerhalb der Kirche um? Vorsichtig, abgrenzend, einladend, integrierend?
- In verschärfter Weise stellt sich diese Frage bei Menschen, die die zunehmende Durchlässigkeit von Grenzen leben: die sich nicht nur im kirchlichen Binnenraum bewegen, sondern auch spirituelle Angebote außerhalb abwechselnd oder gleichzeitig wahrnehmen? Solche Grenzgänge sind eng mit den konfessions- und religionsübergreifenden Strömungen verknüpft: Einem Charismatiker innerhalb einer herkömmlichen Kirche steht vielleicht (zumindest emotional) der Gottesdienst in einer freikirchlichen Pfingstgemeinde näher als die traditionelle Liturgie der eigenen Kirche. Grenzgänger sind heute keine Seltenheit mehr; Menschen nehmen sich in aller Radikalität und Unverbindlichkeit die Freiheit dazu. Herkömmliche Denkmodelle von Zugehörigkeit sind damit allerdings auf den Kopf gestellt.

- Wie gesagt, stehen hinter dieser individuellen Suche nach religiös-spirituellem Beheimatung individuelle Bedürfnisse. Der Pentekostalismus bietet Antwort auf teilweise existentielle Fragen der Menschen, die der katholischen Kirche keineswegs fremd sind, die dort aber in den Hintergrund gerückt sind. Wenn die katholische Pastoral Themen wie Emotionalität, spirituelle Erfahrungen, Heil und Heilung vernachlässigt, übersieht sie wesentliche Dimensionen religiösen Lebens. Und bewirkt weniger, dass Menschen diese Bedürfnisse zurückstellen, sondern vielmehr, dass sie diesen Bedürfnissen andernorts nachgehen und sich dabei oftmals christlichem Glauben entfremden.
- Damit verbunden ist die Frage nach der Verbindung von Glaube und Leben – oder noch verschärft: von Glaube und Alltag. Die Neopentekostalen in Übersee punkten gerade auch mit ihren ganz konkreten (auch materiellen) Verheißungen für den Alltag (prosperity gospel). Auch wenn man sich dem aus Gründen der Theologie und eines nüchternen Realitätssinns nicht anschließen will, so bleibt dennoch die Frage, wie Religion – überspitzt formuliert – über den Sonntagsgottesdienst hinaus eine Rolle im Leben spielen kann. Vielleicht hilft hier der Begriff des „empowerment“ ein Stück weiter: Wie ermutigt und – noch mehr – ermächtigt der Glaube, sein (alltägliches) Leben zusammen mit Gott selbst in die Hand zu nehmen?
- Der Pentekostalismus stellt uns aber nicht nur bezogen auf bestimmte spirituelle Formen eine neue Weise des Kircheseins vor Augen; er stellt auch unsere gewohnten Formen gemeindlichen Lebens in Frage. Zwar sind auch Pfingstgemeinden mit ihren charismatischen Führungspersönlichkeiten hierarchische Strukturen nicht fremd. Doch statt auf priesterzentrierte Territorialgemeinden setzen sie auf kleinräumige Strukturen mit viel persönlicher Begegnung – und auf Ermächtigung des Einzelnen, auch zur Glaubensverkündigung ad extra. Gewiss: Dies hat seine Basis in Mitgliedern, die in diese neuen Pfingstgemeinden nicht hineingeboren worden sind, sondern sich bewusst angeschlossen haben und somit über eine ganz besondere Motivation verfügen. Das lässt sich keineswegs 1:1 auf unsere Volkskirchen übertragen. Doch es stellt Fragen an die Rolle von Laien, insbesondere auch von Frauen.

So bleibt als Aufgabe die regionale/nationale Adaption der Erkenntnisse von Forschungsprojekt und Tagung – unter Berücksichtigung ganz unterschiedlicher lokaler Ausprägungen weltweiter Entwicklungstrends. Das gilt auch – oder gerade – für ein Land wie Deutschland innerhalb des „Sonderfalls Europa“. Denn unter den besonderen europäischen Bedingungen – ich nenne hier einmal exemplarisch die Aufklärung, die konfessionelle Prägung des Kontinents und die fortgeschrittene Säkularisierung – schlagen sich globale Trends und menschliche Bedürfnislagen, die wir auch auf anderen Kontinenten feststellen, vielleicht in besonderer, „außergewöhnlicher“ Weise nieder.

Konkret stellt sich die Frage: Könnte die „Esoterisierung“ – die zunehmende Ausbreitung esoterischer Praktiken und auch Denkweisen in die verschiedensten Lebensbereiche und den Alltag hinein – das europäische Pendant zur Pentekostalisierung in anderen Erdteilen darstellen? Ähnlichkeiten sind nicht zu übersehen – etwa die Betonung von unmittelbarer Erfahrung und konkreter Wirkung (etwa in Heilungen) –, aber auch Unterschiede – etwa zwischen pfingstlerischer Gemeinschaft und esoterischen Netzwerkstrukturen. Gemeinsam ist aber die Sehnsucht nach einem Mehr, in Abgrenzung zu einem rationalistisch-nüchternen Weltbild.

Solchen Fragen lohnt es sich nachzugehen – eine Verbindung von weltkirchlicher Arbeit und mehr national ausgerichteten Bereichen der Pastoral (etwa die Weltanschauungsarbeit) könnte hier fruchtbar sein.

Literatur

Informationen zu den Studien und der Tagung sowie eine Dokumentation der Referate unter:

www.katholisch.de/de/weltkirche/05_service/kontakte_und_adressen/institute_und_organisationen_1/wissenschaftliche_arbeitsgruppe_tagung.php

2010 veranstaltete das IWM (Institut für Weltkirche und Mission) in Frankfurt eine ähnliche Tagung – hier die Dokumentation, die die Ausprägungen des Neopentekostalismus in verschiedenen Teilen der Welt beleuchtet:

Keßler, Tobias/Rethmann, Albert-Peter (Hg.), Pentekostalismus. Die Pfingstbewegung als Anfrage an Theologie und Kirche (Weltkirche und Mission 1), Regensburg 2012.

Glaube und Gemeinschaft – believing and belonging

Bundeskonferenz für Katechese, Katechumenat und Missionarische Pastoral tagte in Berlin

Im Militärbischofsamt, neben den 27 territorialen Diözesen in Deutschland eine Personaldiözese mit spezifischen Erfahrungen in der Pastoral und einem wachsenden Interesse am Austausch über grundsätzliche pastorale Fragestellungen, kamen die Referentinnen und Referenten der Bistümer vom 22. bis zum 24. April 2013 zusammen. In seinem Beitrag „Glaube sucht – Glaube findet Gemeinschaft“ reflektierte der Regens des Hildesheimer Priesterseminars, Christiane Hennecke, über den spannungsreichen Zusammenhang von belonging und believing. Die Verkündigung, so seine These, „klingt“ nur in einem Lebensraum. Da in der jüngeren Vergangenheit ein selbstverständliches Hineinwachsen in eine ganzheitliche Praxis in einer volkskirchlichen Situation zerbrochen sei, werde die Katechese in der herkömmlichen Form fragwürdig. Glaubensprozesse seien institutionalisiert, professionalisiert und verkürzt, und damit in „geregelter Vorgänge gepackt“ worden.

Hennecke warb dafür, die Kirche wieder als einen Raum werdenden und wachsenden Lebens zu entdecken. Die Dynamik des Lebens der Christen, Christus in seiner Gestalt darzustellen, sei ein Prozess, der Zeit braucht. Die Problematik der derzeitigen Praxis des Katechumenats sei, dass „wir entscheiden, wie lange ein Prozess stattfindet, der zudem noch getrennt von den Glaubensprozessen der Gemeinschaft stattfindet.“ Der Regens warb für grundsätzliche kontinuierliche Angebote des Glauben-Lernens. Die Kirche insgesamt müsse sich neu in diesen Prozess des Glauben-Lernens hineingeben und Räume bereitstellen, in denen Christsein im Werden und damit Jüngerschaft (discipleship) wachsen kann. Auch die Kirche sei nie statisch, sondern sei „liquid“, selbst immer im Werden. „Wir müssen ‚Jüngerschaft‘ und ‚Kirche-Sein‘ als Verben im Futur betrachten.“ Die Kirche in ihrer sakramentalen Struktur sei als Ermöglichungsraum für solche Prozesse zu begreifen. Daher solle der „formatio“ in Glaubensprozessen eine höhere Aufmerksamkeit geschenkt werden, vielfältige Orte in der Landschaft dieses Glaubenswachstums zwischen KiTa und Gemeinde, Orden und Verband rücken in den Blick. Berufung ernst nehmen heißt nach Hennecke, sich der Kirche als Überraschungsprozess auszusetzen. Man müsse heute explizit sagen, was vorher schon implizit war: „Eine gnadenhafte Ohnmacht angesichts der Glaubenssituation unserer Mitmenschen auszuhalten, fällt uns schwer. Wir gründen keine Gemeinde, wir machen keine Christen.“ Vielmehr sei es wichtig, durch Ermutigung, Achtsamkeit für Verkündigungssituationen und Ermöglichungskompetenz einen demütigen Dienst am Wandlungswachsen der Kirche zu übernehmen. Es geht darum, dieses Werden zu begleiten, anzuerkennen, zu schützen und zu fördern. Es braucht die Entwicklung von Modellen gemeinsamen Glaubens (generations of faith), in denen das Volk Gottes auf einen gemeinsamen Glaubensweg eingeladen wird. Der Leiter des Fachbereichs Missionarische Verkündigung im Hildesheimer Generalvikariat verwies auf die fresh expressions der Anglikanischen Kirche, auf Wachsen von Bewegungen und auf das Gospel sharing als katechetischer Grunderfahrung, um einen neuen Zugang zum Thema Jüngerschaft aufzuzeigen.

Die Tagung wurde komplettiert durch Exkursionen zu „christlichen“ Orten in der Großstadt Berlin mit dem Schwerpunkt auf Vergemeinschaftungsformen und (neuen) „Räumen“ für Katechese und Verkündigung. So besuchten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Gemeinde St. Ludwig, die einen franziskanischen Schwerpunkt hat, die „Manege“ der Salesianer und Heiligenstädter Schulschwestern in Marzahn, die Geistliche Gemeinschaft „Chemin neuf“ und das ökumenische Rogate-Kloster. Nach der Feier der Eucharistie mit dem Militärbischof Dr. Franz-Josef Overbeck tauschten sich die Teilnehmenden über den Vortrag von Hennecke aus und teilten die Erfahrungen der Exkursionen miteinander.



Hubertus Schönemann ist Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Konferenz der Internetseelsorge-Beauftragten 2013

Das nicht immer leichte Verhältnis der verschiedenen kirchlichen Handlungsfelder im Internet stand unter dem Titel „Internetseelsorge und Öffentlichkeitsarbeit: Kooperation oder Konfrontation?“ thematisch im Zentrum der Konferenz der Internet-Beauftragten der deutschen Bistümer, Orden und kirchlichen Institutionen, die am 15. und 16. Mai 2013 in Fulda stattfand.

Als Referent und Vertreter der „Gegenseite“ berichtete Kai Mennigmann, Leiter der Stabsstelle Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im Bistum Osnabrück, aus seiner Sicht über die Zusammenarbeit von PR und Internetseelsorge am Beispiel der Internetaktivitäten seines Bistums und formulierte zehn Wünsche der Öffentlichkeitsarbeit an die Internetseelsorger/-innen, an deren Anfang und Ende der gleiche Wunsch stand: „Internetseelsorger sollen einsehen: alles im Internet ist (auch) PR.“ Mennigmann appellierte an die Internetseelsorger, die Kompetenz und Verantwortung der Öffentlichkeitsarbeiter anzuerkennen, zugleich aber ihre Kompetenz und die Belange der Internetseelsorge für eine fruchtbare Zusammenarbeit einzubringen.

In der folgenden Diskussion benannten die Internetseelsorge-Beauftragten Schwierigkeiten und Reibungspunkte im Miteinander – etwa der Anspruch der Öffentlichkeitsarbeit in manchen Bistümern, über seelsorgliche Belange hinweg das gesamte Engagement im Internet zu steuern und zu kontrollieren, grundsätzliche Konflikte zwischen den Zielen von Seelsorge und PR, oder auch die Erfahrung, dass oft die Öffentlichkeitsarbeit großzügig mit personellen und finanziellen Ressourcen ausgestattet wird, während Internetseelsorge mit möglichst geringem Aufwand betrieben werden soll.

Mennigmann räumte ein, dass sicherlich manchen seiner Kolleginnen und Kollegen, die die Öffentlichkeitsarbeit in den Bistümern leiten, die Anliegen und Bedürfnisse der Internetseelsorger/-innen nicht ausreichend bewusst oder auch nicht wichtig seien, und sagte zu, die Problematik in der Mediendirektorenkonferenz der Bistümer anzusprechen und dort von dem Gespräch mit den Internetseelsorge-Beauftragten zu berichten.

Ein weiterer Schwerpunkt der Konferenz war die Vorstellung von Projekten der Internetseelsorge. Für die KAMP berichtete Andrea Imbsweiler über die ersten Erfahrungen mit dem seit einem Jahr laufenden Portal internetseelsorge.de sowie die zum Zeitpunkt der Konferenz fast abgeschlossene Neugestaltung von katholisch-werden.de. Vorgestellt wurden weiter die „Geistlichen Impulse“ der (Erz-)Bistümer Freiburg, Köln und Rottenburg-Stuttgart (<http://geistliche-impulse.de>) zur Fasten- und Osterzeit, das Projekt „Glauben hoch 4“ des Erzbistums Köln (<http://glaubenhoch4.de>) und der Ausbildungskurs Internetseelsorge der Bistümer Hildesheim und Osnabrück (<http://www.euangel.de/ausgabe-1-2013/termine-berichte/ausbildungskurs-internetseelsorge/>). Im Rahmen des Projekts „10 mal 10%“ erproben zehn Seelsorgerinnen und Seelsorger des Bistums Trier mit einem Zeiteinsatz von je 10% einer Stelle für zwei Jahre den Einsatz von Social Media für die Kommunikation über den Glauben. Zwei Projekte testen den Einsatz von QR-Codes in Kirchen und an geistlichen Orten: Mit QR-Codes können Informationen optisch codiert, mit Hilfe der Kamera auf ein Smartphone übertragen und dort weiterverarbeitet werden, so dass sich z.B. eine Internetadresse ohne mühsames und fehlerträchtiges Abtippen auf dem Handy öffnen lässt. Das Erzbistum Freiburg hat für die Autobahnkirche Baden-Baden eine geistliche Kirchenführung mit QR-Codes erarbeitet, und Rainer Gelhot konnte für seine im letzten Jahr vorgestellte Idee „Kirche am Weg“ (<http://www.kirche-am-weg.net/>) von ersten Erfahrungen berichten.

Über die vorgestellten Projekte und weitere Themen (Online-Friedhöfe, Gottesdienstdatenbanken, Standards der Online-Beratung) kamen die Teilnehmer in einen lebendigen fachlichen Austausch und konnten so vielfach auch Anregungen und Ideen für die eigene Arbeit und zukünftige Kooperationsmöglichkeiten mitnehmen.



Andrea Imbsweiler ist Referentin der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Kongresse der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologinnen und Pastoraltheologen

In diesem Jahr veranstaltete die Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologie zwei große Veranstaltungen: das Symposium „Christliche Identität in Europa auf dem Prüfstand. Pastoraltheologische Begegnungen: Horizonte und Optionen“, das von 19. bis 22. März 2013 in Prag stattfand, und den Kongress „Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums (GS 4) identifizieren, interpretieren, intervenieren, inspirieren“, der vom 16. bis 19. September 2013 in Salzburg tagte.

Das Symposium in Prag wurde in Kooperation mit dem Netzwerk der mittel- und osteuropäischen Pastoraltheologinnen und Pastoraltheologen durchgeführt und von Teilnehmenden aus mehr als zehn verschiedenen Ländern besucht, die allesamt passiv wie aktiv Deutsch als Tagungssprache beherrschten. Deutlich wurden – nicht nur in den einführnden Länderreferaten – die großen gesellschaftlichen sowie kirchlich-religiösen Differenzen zwischen den Ländern des ehemaligen kommunistischen Machtbereichs und den „westlichen“ Ländern, aber auch zwischen den Ländern innerhalb dieser Blöcke sichtbar: von stark säkularisierten Ländern wie Ostdeutschland, den Niederlanden oder Tschechien über Ungarn mit seinen nationalistischen und antisemitischen Bestrebungen bis hin zu Polen, wo die Kirche trotz den Abbruchprozessen seit dem Umbruch von 1989 eine dominierende nationale Institution darstellt. Insofern kann man nicht von einer christlichen Identität in Europa im Singular sprechen, sondern muss die interne Vielfalt des Gebildes „Mittel- und Osteuropa“ in Rechnung stellen. Christliche Identität ist immer stark durch den jeweiligen nationalen Kontext geprägt – und kann darüber hinaus nur im Prozess erworben werden.

Zu lernen war auf dem Symposium, dass der jeweils andere nicht einfach aus der eigenen Perspektive beobachtet und bewertet werden darf, indem etwa die (mittel-)osteuropäischen Kirchen aus der westlichen Perspektive als primitiv oder rückständig angesehen werden – nach dem Motto: Ihr macht jetzt dieselben Entwicklungen durch, die wir schon in den 60er, 70er oder 80er Jahren durchgemacht haben. Vielmehr sind hier Entwicklungen am Werk, die sich einer eindimensionalen Betrachtungsweise entziehen. Und umgekehrt sollte in der östlichen Perspektive verlernt werden, dass die Kirchen in den westlichen Nachbarländern Produkte eines fehlgeleiteten und degenerierten, kranken Christentums seien.

Hilfreich für den Umgang mit den vielen gegenseitigen Vorurteilen kann vielleicht das Bild des Prager Religionsphilosophen Tomáš Halík vom Europa mit den zwei Lungenflügeln sein: Möglicherweise sind die Kirchen im Westen Europas auf der intellektuellen Seite besser vorbereitet für die Aufgaben, die sich ihnen in der Spätmoderne stellen; das östliche Christentum hat dafür in geistlich-spiritueller Hinsicht einen Vorsprung.

Für die Zukunft ist eine weitere Kooperation zwischen den beiden Netzwerken wünschenswert, die über die gegenseitige Information und Beobachtung hinaus stärker zu wirklicher Zusammenarbeit kommt. Aus wissenschaftlicher Perspektive ist das Desiderat eines Handbuchs der Pastoraltheologie in Europa festzuhalten.

Der Salzburger Kongress zu den „Zeichen der Zeit“ wurde mit der Methode des open space durchgeführt. Sowohl Themenformulierung wie Methode ließen eine große Offenheit und Breite in der Befassung mit dem Thema zu.

In seinem einführnden Referat unterschied der Münchener Sozialethiker Jochen Ostheimer zwischen zwei Verwendungsweisen des Begriffs der Zeichen der Zeit: In einem eher praxisnahen, stärker situativ-operativen Sinn stehen die Zeichen der Zeit kairologisch für das Gegenüber, dem ich nicht ausweichen und das durchaus verstörende Wirkung auf mich haben kann; sie können auf ganz unterschiedlichen Skalierungsebenen beobachtet werden. In einer eher grundsätzlichen, abstrakt-akademischen Lesart wird unter den Zeichen der Zeit ein theologisches Paradigma verstanden, das sich im Sinne einer kontextuellen Theologie von ahistorischen, platonisierenden Ansätzen absetzt. Generell ist erkenntnistheoretisch zu beachten, dass jede Beobachtung von Zeichen der Zeit eine Bezeichnung anhand einer Unterscheidung macht; jede Beobachtung bleibt an ihre Grund-Unterscheidung gebunden. Diese stellt gleichzeitig die Bedingung ihrer Möglichkeit wie ihren blinden Fleck dar. Dass jeder in seinem Beobachten von Zeichen der Zeit an seine inneren Strukturen gebunden ist, stellt somit kein Phänomen der Beliebigkeit, sondern der Kontingenz dar. Pastoraltheologie kann unter diesen Vorzeichen als investigativ verstanden werden, insofern sie versucht, die in der Welt vorkommenden Spuren Gottes zu entdecken. Entsprechend plädiert der Innsbrucker Pastoraltheologe Christian Bauer für eine „Spurensuche einer teilnehmenden Beobachtung der Gegenwart“.



Tobias Kläden ist Referent und stellvertretender Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral.

Bei den verschiedenen Arbeitsgruppen des open space wurden beide Lesarten der Zeichen der Zeit zugrunde gelegt: Es ging sowohl um konkrete Gegenwartsphänomene, denen sich die Pastoraltheologie zu stellen hat (z.B., um nur einige zu nennen, gender und diversity, Heterotopien in der Ausbildung pastoraler Berufe oder die Ausbildung einer „dritten“, nämlich muslimischen Theologie), als auch um die fundamentaltheologische Bestimmung dessen, was unter Zeichen der Zeit zu verstehen ist. Dabei wurde deutlich, dass die Zeichen der Zeit offenbarungstheologisch als Signale des Heilswillens Gottes (auch e contrario) zu verstehen sind, der in der Geschichte in Geheimnissen (nicht in Rätseln) spricht. Es braucht daher eine Deutungsgemeinschaft der Hörenden bzw. Suchenden, die die Gottesdimension in den Zeichen der Zeit normativ bzw. appellativ auf sich beziehen. Zeichen der Zeit bewahren somit sowohl vor einem Offenbarungspositivismus wie vor einem Offenbarungssubjektivismus. Sie fordern zum Risiko heraus, lenken den Blick besonders auf Ungerechtigkeit und Opfer und werden oft durch soziale Bewegungen aufgeworfen.

Auf der Mitgliederversammlung der Konferenz stand die Neuwahl des Vorstandes an. Zum Vorsitzenden wurde erneut Richard Hartmann (Fulda) gewählt; weitere Mitglieder des Vorstands sind Martina Blasberg-Kuhnke (Osnabrück) und Hans Pock (Wien).

Onlineportal katholisch-werden.de neu gestaltet

Das von der KAMP verantwortete Webportal katholisch-werden.de mit Informationen rund um den Eintritt in die katholische Kirche ist seit Juni in neuer Gestaltung und inhaltlich erneuert online.

Die Seite bietet Menschen einen Anlaufpunkt im Internet, die darüber nachdenken, sich als Erwachsene taufen zu lassen, in die katholische Kirche überzutreten oder die nach einem Kirchenaustritt nun den Wiedereintritt in die katholische Kirche erwägen.

katholisch-werden.de zeigt sich von Grund auf überarbeitet und mit völlig neu erarbeiteten Inhalten. Interessierte finden hier erste Informationen zu den verschiedenen Zugangswegen sowie Kontaktmöglichkeiten zu Seelsorgerinnen und Seelsorgern in den deutschen Bistümern, die sie bei den ersten Schritten auf dem Weg in die katholische Kirche begleiten und beraten können. Abgerundet wird das Angebot durch Literaturvorschläge zur Einführung in den Glauben und persönliche Erfahrungsberichte.

Andrea Imbsweiler

„Gott erfahren im säkularen Zeitalter“ – Tagungsdokumentation erschienen

Die Arbeitsstelle KAMP veranstaltete 2012 gemeinsam mit der Katholischen Hochschule NRW, Aachen (Professor Joachim Söder) und dem Josef-Kentenich-Institut eine Tagung in Vallendar. „Wohin ist Gott? Gott erfahren im säkularen Zeitalter“ fragte im Anschluss an die Überlegungen Charles Taylors und den aktuellen Überlegungen in Theologie und Sozialwissenschaften nach Anknüpfungspunkten und Chancen von Gotteserfahrung und Verkündigung in einem säkularen Kontext. Die Schirmherrschaft hatte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch übernommen. Nun sind die Beiträge dieser Tagung, zu denen auch ein öffentlicher Vortrag von Erzbischof Zollitsch gehört, in der Reihe „Theologie im Dialog“ im Herder-Verlag herausgekommen. Darin finden sich Beiträge von Guido Bausenhardt, Hubertus Brantzen, Michael Hochschild, Ludger Honnefelder, Lothar Penners, Hans-Joachim Sander, Hubertus Schönemann, Matthias Sellmann, Joachim Söder, Magnus Striet, Maria Widl und Robert Zollitsch.



Söder, Joachim / Schönemann, Hubertus (Hg.), Wohin ist Gott? Gott erfahren im säkularen Zeitalter (Theologie im Dialog 10), Freiburg i.Br. 2013.

Fluide Religion

„Fluide Religion“: ein weiterer Begriffsvorschlag für ein Feld, das inhaltlich nicht leicht zu fassen ist: „fluid“ eben. Es geht um die „Szene“ jenseits „etablierter“ Religionsgemeinschaften, die mittlerweile weniger durch verfasste Gemeinschaften mit mehr oder weniger festem Mitgliederstamm (Hare Krishna, Vereinigungskirche ...) geprägt ist, sondern vielmehr durch eine Fülle marktförmiger Angebote und Netzwerkstrukturen (Esoterik ...).

Die (zusammen mit der Einleitung) elf Beiträge nähern sich diesem Feld aus sozial- und religionswissenschaftlicher Perspektive. Dass dabei die Arbeit kirchlicher und staatlicher „Sektenstellen“ u. Ä. kritisch thematisiert wird, ist deshalb geradezu „obligatorisch“ und erstaunt nicht, wenn man andere Literatur zu diesem Themenfeld kennt. Doch änderte sich in den letzten Jahrzehnten und ändert sich weiterhin nicht nur das Forschungsfeld, sondern auch die Forschungsansätze und -perspektiven selbst – und (das darf nicht übersehen werden!) die kirchliche Religions- und Weltanschauungsarbeit, die von Werken wie dem vorliegenden stark profitiert.

Der Sammelband von Lüddeckens und Walthert ist freilich nicht nur für ausgewiesene Weltanschauungsexperten interessant, sondern für jeden, der Einblicke in das Feld dieser „fluiden Religion“ bekommen möchte. Ein Feld, das bereits zu weiten Teilen seine Exotik verloren hat und in Form einer „populären Spiritualität“ (um einen Begriff von Hubert Knoblauch aufzugreifen) in unsere „ganz normale“ Gesellschaft diffundiert ist.

Einige Schlaglichter zu den Beiträgen, die übrigens auch für Nicht-Sozialwissenschaftler recht gut zu lesen sind:

Die generellen Entwicklungstendenzen im Feld zeichnen Dorothea Lüddeckens und Rafael Walthert in ihrem gemeinsamen Aufsatz nach und konstatieren, „dass nicht die Gegenentwürfe zur modernen Gesellschaft sich durchgesetzt haben, sondern Lehren und Praktiken, die sich mit den Strukturen moderner Gesellschaften kompatibel und inhaltlich anschlussfähig erwiesen“ (44); der „Rückgang religiöser Autorität“ und der „Rückgang der religiösen Bestimmung des Alltages“ betreffe „nicht nur die Kirchen, sondern genauso auch Neue religiöse Bewegungen“ (35).

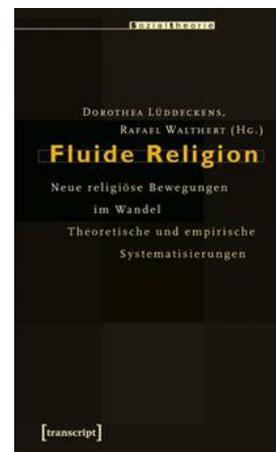
Die nicht mehr institutionell geprägten, sondern netzwerkartig verbundenen Spiritualitätsformen, wie sie sich im Esoterikmarkt zeigen, nimmt Hubert Knoblauch unter der Überschrift „Vom New Age zur populären Spiritualität“ in den Blick. Doch auch hier gibt es „Makler“, die Knotenmacher im Netzwerk, die der Beitrag von Stefan Rademacher vorstellt.

Einige Aufsätze stellen aber auch ausgewählte Gemeinschaften und Subszene vor: die Hare Krishna Bewegung (Frank Neubert), die aus Japan stammende Neureligion Kōfuku no kagaku/El Cantare/IRHH (Franz Winter), die Freikirche International Christian Fellowship (ICF) Zürich (Rafael Walthert), das Neugermentum (Ann-Laurence Maréchal) sowie die Black Metal Szene (Anna-Katharina Höpflinger).

Diesen Aufsätzen zu Gemeinschaften steht der Beitrag von Winfried Gebhardt gegenüber, der eine „kleine Theorie situativer Event-Vergemeinschaftung“ entwirft (wie man sie u. a. bei den katholischen Weltjugendtagen beobachten kann).

Der einzige englischsprachige Beitrag ist von Elisabeth Arweck, die die Behandlung von Neuen Religiösen Bewegungen in der britischen und deutschen Religionswissenschaft in den vergangenen Jahrzehnten nachzeichnet.

Martin Hochholzer



Dorothea Lüddeckens / Rafael Walthert (Hg.), **Fluide Religion. Neue religiöse Bewegungen im Wandel. Theoretische und empirische Systematisierungen**, Bielefeld: transcript Verlag 2010, ISBN: 978-3-8376-1250-9, 270 Seiten, € 27,80.

Katholisches Medienhandbuch

Bereits das Vorwort des Katholischen Medienhandbuchs von „Medienbischof“ Dr. Gebhard Fürst benennt die missionarische Relevanz der kirchlichen Medienarbeit: Sie dient dem Gespräch zwischen Kirche und Welt und muss sich besonders auch darum bemühen, Kontakt aufzunehmen mit den Menschen, die mit dem kirchlichen Angebot keine Berührung haben (S. 11). Wie dies in vielfältigen Formen bereits verwirklicht und versucht wird, welche Möglichkeiten aber auch durch die internetbasierten Medien neu eröffnet und erst anfanghaft erschlossen worden sind und unter welchen gesellschaftlichen, medialen und theologischen Randbedingungen dieses Gespräch stattfindet, versucht das Medienhandbuch darzustellen. Die vier durch unterschiedliche Rand- und Akzentfarben auch optisch deutlich unterschiedenen Teile stehen dabei für verschiedene Blickwinkel auf das Themenfeld.

Unter dem Titel „Bezüge kirchlicher Kommunikation“ bietet der erste Teil einen Überblick über die grundsätzlichen Rahmenbedingungen des medialen Engagements der Kirchen. Um die Herausforderung durch die gegenwärtigen „Mega-Trends der Kommunikation“ – Digitalisierung, Vernetzung, Globalisierung u.a. – dreht sich der grundlegende Beitrag von Andreas Büsch „Kommunikation im 21. Jahrhundert“. Einige weitere Themen sind das schwierige Verhältnis der Kirche zur (Medien-)Öffentlichkeit (Matthias Wörther), das Verhältnis von Öffentlichkeitsarbeit und Seelsorge (Jürgen Holtkamp) und die Frage, wie religiöse Rede beschaffen sein muss, um in der Mediengesellschaft noch (oder wieder) Gehör zu finden (David Hober). Schon in diesem ersten Teil zeigt sich in mehreren Zusammenhängen, dass es nicht nur darum geht, neue Medien zu nutzen, um die gewohnte Art von Kommunikation über die modernsten Kanäle fortzusetzen, sondern dass in etlichen Punkten ein grundsätzliches Umdenken und eine neue Haltung erforderlich ist – die Wende von der einseitigen zur dialogischen Kommunikation ebenso wie die damit verbundene Bereitschaft, die gesellschaftlichen und kommunikativen Entwicklungen ernst zu nehmen, sich damit in Offenheit theologisch auseinanderzusetzen und Möglichkeiten und Grenzen auszuloten, statt mit Abschottungsversuchen zu reagieren, wie dies immer wieder der Fall ist.

Der zweite und umfangreichste Teil „Medien, Themen, Dienste von A – Z“ gibt in kompakten, jeweils von Fachleuten des entsprechenden Gebiets verfassten Kurzdarstellungen eine Erstinformation zu verschiedensten Medientypen vom Pfarrbrief und der Bistumszeitung bis zum „Web 2.0“, ebenso zu Institutionen der kirchlichen Medienarbeit und Meta-Themen wie Medienethik und Medienrecht. Die alphabetische Anordnung lädt weniger zu einer linearen vollständigen Lektüre als vielmehr zum Stöbern ein. Dem recht langwierigen Entstehungsprozess des Handbuchs ist es wohl geschuldet, dass einige Beiträge insbesondere zu Internet-Themen beim Erscheinen bereits nicht mehr auf dem aktuellen Stand waren; da es ohnehin nur um einen kleinen Einblick und nicht um eine erschöpfende Darstellung gehen kann, dürfte das für die meisten mit der Materie nicht bereits detailliert vertrauten Leser den Wert der betreffenden Beiträge jedoch nicht wesentlich mindern.

Im dritten Teil „Optionen kirchlicher Medienarbeit“ stehen Zukunftsperspektiven im Mittelpunkt – hier werden für verschiedene Arbeitsfelder Herausforderungen und Möglichkeiten aufgezeigt, die bisher erst ansatzweise realisiert sind.

Inspirierend hier die von Matthias Sellmann geschilderten Beispiele von technisch und gesellschaftlich bereits realistischen Szenarien von Medieneinsatz, deren Nutzung für die Kirche aber noch eher visionär erscheint. Sellmann mahnt einen „offensiven Eintritt in die mediale Manege“ an, und zwar „einen, der der Liga entspricht, in der die katholische Kirche spielt“ (221). Die Notwendigkeit eines „strategischen Drehs im Kopf“ (231) zeigt Jürgen Pelzer für den Versuch auf, im Sozialen Web die dort engagierten, aber kaum kirchengebundenen modernen Milieus zu erreichen: Das erforderliche Umdenken vom gewohnten Sender-Empfänger-Schema besteht darin, „nicht für diese neuen Zielgruppen Angebote zu erstellen, sondern mit ihnen“ und vom Anbieter zum Unterstützer von in den Milieus selbst entstehenden Initiativen zu werden. Zu den Voraussetzungen eines solchen Engagements und einer Ansprache der fernstehenden Milieus unter den Rahmenbedingungen der Inszenierungsgesellschaft stellt Jürgen Holtkamp Fragen nach der Bereitschaft in der Kirche, sich auf die dazu notwendigen Haltungen (Kritikfähigkeit, Transparenz, Akzeptanz unkonventioneller Wege u.a.) einzulassen, „Brückenbauer“ zu diesen Milieus zu finden und interne Hindernisse abzubauen (Denken in größeren Bezügen statt Fokussierung auf Gemeinde- oder Bistumsebene) (249f). Weitere Beiträge in Teil III befassen sich u.a. mit Medienethik, der kirchlichen Presse und Strategien zur Krisenkommunikation.

Schließlich bietet der vierte Teil „Aus der Praxis: Ansätze, Versuche, Beispiele“ einen Einblick



**Gebhard Fürst (Hg.),
Katholisches Medienhandbuch.
Fakten - Praxis - Perspektiven,
Kevelaer: Verlag Butzon &
Bercker, 2013, ISBN 978-3-7666-
1671-5, 335 Seiten, 29,95 €.
E-Book ISBN 978-3-766-4208-0,
EPUB ISBN 978-3-7666-4209-7
Online lesbar unter www.mdg-online.de/medienhandbuch**

in konkrete Projekte, die versuchen, kirchliche Kommunikation in neuer beispielhafter Weise umzusetzen oder die Voraussetzungen und Entwicklungen des medialen Engagements der Kirche aufgreifen und thematisieren.

Bedauerlich scheint mir, dass in verschiedenen Beiträgen des Buchs zwar die Bedeutung des einzelnen Gläubigen angesprochen wird, der gerade im Social Web für seinen Glauben einsteht, ihn authentisch in den Lebensraum Internet hineinträgt und ihn so als Person, nicht als Vertreter einer Institution bezeugt. Dennoch sind die Beispiele für zukunftsweisende Ansätze leider ausschließlich institutionelle Projekte und von kirchliche Medienprofis entwickelt und vorgestellt. Hier wäre es m. E. wünschenswert gewesen, auch mit einem Beitrag auf Phänomene wie die katholischen Blogger einzugehen, die im Beitrag „Wenn Kirche unter die Blogger geht“ von Thomas Belke leider nur am Rande als Gastautoren auf dem von Hauptamtlichen getragenen Blog „Sendezeit“ in den Blick kommen (306), oder auf privat ohne professionellen Anstoß entstandene Glaubensgruppen und Initiativen im Social Web. Ein Zeichen, dass auch bei zukunftsorientierten kirchlichen Medienprofis „Handeln der Kirche“ allzu leicht auf das Handeln der kirchlichen Hauptamtlichen enggeführt und der – auch kommunikative – Weltdienst der Gläubigen übersehen wird?

Das Layout mit der angenehmen farbigen Gestaltung gewährleistet eine gute Lesbarkeit – aber es fällt auf, dass ein Buch über die vielfältige kirchliche Medienlandschaft sich vollkommen auf Text beschränkt. Die einzigen Ansätze zu einer visuellen Darstellung finden sich in Form von zwei (nicht weiter zu den Themen in Beziehung gesetzten) „Wort-Clouds“, in den Umschlagklappen versteckt.

Im Ganzen jedoch bietet das Katholische Medienhandbuch den Interessierten einen umfangreichen und fundierten Einblick sowohl in das aktuelle Medien-Engagement der katholischen Kirche als auch in die Chancen und Herausforderungen seiner Weiterentwicklung. Einige der erwähnten grundlegenden Artikel mit Relevanz für die Kommunikation im Internet und insbesondere im Social Web, aber auch das Zeugnis von Bruder Paulus Terwitte OFMcap über seine Erfahrungen als „Webapostel“ (304) seien besonders denen empfohlen, die dem kirchlichen Engagement in diesem Bereich bisher eher skeptisch gegenüberstehen.

Andrea Imbsweiler

[» Übersicht](#) · [Ausgabe 2 | 2013](#) · [Zu dieser Ausgabe](#)



Angaben zu dieser Ausgabe

ISSN: 2191-3781

URN dieser Ausgabe:

urn:nbn:de:0283-euangel2/2013_7

Bildnachweis Titelbild:

© Katharina Wagner / Pfarrbriefservice.de

[Download der gesamten Ausgabe als PDF \(1,3 MB\)](#)

Katholische Arbeitsstelle
für missionarische Pastoral

Impressum | Redaktion

Impressum

Herausgeber

Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (KAMP e.V.)

Holzheienstraße 14

99084 Erfurt

Tel.: 0361 / 54 14 91-0

Fax: 0361 / 54 14 91-90

sekretariat@kamp-erfurt.de

www.kamp-erfurt.de

Vertretungsberechtigter Vorstand:

Prälat Heinz Heckwolf (Vorsitzender)

Registergericht: Amtsgericht Bonn,

Register-Nr.: VR 9063,

Steuer-Nr.: Finanzamt Bonn Innenstadt: 205/5766/1873

Inhaltlich verantwortlich für diesen Internetauftritt:

Dr. Hubertus Schönemann

Holzheienstraße 14

99084 Erfurt

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN: 2191-3781

Newsletter

Wenn Sie bei Erscheinen einer neuen Ausgabe von euangel informiert werden möchten, können Sie den [Newsletter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral](#) abonnieren. Er wird jeweils versandt, sobald eine neue Ausgabe bereitsteht.

Bilder und Copyright

Soweit nicht anders angegeben:

© 2010 – 2013 KAMP und deren Lizenzgeber. Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild Ausgabe 1 / 2013:

Angelika Kamlage, <http://www.leidenschaften-leben.de>

Titelbild Ausgabe 2 / 2013:

Katharina Wagner / Pfarrbriefservice.de

Gestaltung

Georgy · Büchner

www.georgy-buechner.de

Technische Umsetzung

Ulfried Herrmann

www.yellowlabel.de